



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Der Einfluss der Eltern im Berufswahlprozess von Ju-
gendlichen mit Lernbeeinträchtigung

Verfasserin

Petra WEISSENGRUBER

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im März 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Pädagogik

Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Gottfried BIEWER

Inhaltsverzeichnis

VORWORT	1
EINLEITUNG	3
Problemdarstellung und Relevanz der Thematik	3
Entwicklung und Darstellung der Forschungsfrage	5
Aktueller Forschungsstand und Herleitung der Forschungsfrage	5
Formulierung der Forschungsfrage	10
Forschungsvorhaben	10
Gliederung der Arbeit	13
1 BEGRIFFSBESTIMMUNGEN UND RAHMENBEDINGUNGEN	15
1.1 Arbeit und berufliche Integration – was verstehen wir darunter?	15
1.2 Möglichkeiten in Ausbildung und auf dem Arbeitsmarkt für Menschen mit Beeinträchtigung	19
1.2.1 Schulische Integration	19
1.2.2 Berufliche Integration	20
1.2.3 Unterstützungsangebote zur beruflichen Integration	23
1.3 Lernbeeinträchtigung	28
1.3.1 Wissenschaftlicher Diskurs zu „Lernbeeinträchtigung“	29
1.3.2 Definitionsversuche	30
1.3.3 Internationale Klassifikationen	32
2 DIE VERSCHIEDENEN FACETTEN DER BERUFSWAHL	35
2.1 Berufswahltheorien	38
2.1.1 Differenzialpsychologische und typologische Perspektive	39
2.1.2 Entwicklungspsychologische Perspektive	41
2.1.2.1 Ginzberg	42
2.1.2.2 Super	43
2.1.3 Transitionstheoretische und ökopyschologische Perspektive	44
2.1.4 Lernpsychologische Perspektive	45
2.1.5 Sozialisationstheoretische Perspektive	46

2.1.6	Entscheidungstheoretische Perspektive	47
2.1.7	Gesamtperspektive nach HERZOG et al. (2006)	50
2.2	Das Sechs-Phasen Modell nach HERZOG et al. (2006)	52
2.2.1	Diffuse Berufsorientierung – Phase 1	55
2.2.2	Konkretisierung der Berufsorientierung – Phase 2	56
2.2.3	Von der Suche eines Ausbildungsplatzes bis zum Eintritt ins Erwerbsleben – Phase 3 bis 6 im Überblick	59
3	EINFLUSSFAKTOREN UND RESSOURCEN IM BERUFSWAHLPROZESSES	61
3.1	Wichtige Faktoren im Berufswahlprozess	61
3.2	Die Rolle der Familie und der Eltern – Ein Wandel findet statt	63
3.3	Rolle und Einfluss der Eltern im Berufswahlprozess	67
3.3.1	Darstellung von „Einfluss-Modellen“	68
3.3.2	Verwendetes „Einfluss-Modell“	73
3.3.2.1	Impliziter Einfluss	73
3.3.2.2	Expliziter Einfluss	74
4	METHODISCHES VORGEHEN ZUR ERHEBUNG UND AUSWERTUNG	75
4.1	Erhebung	76
4.1.1	Das problemzentrierte Interview	76
4.1.2	Entwicklung des Interviewleitfadens	79
4.1.3	Vorgehensweise vor und während der Erhebung – Gestaltung des Interviews	80
4.2	Auswertung	83
4.2.1	Qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING (2007)	83
4.2.2	Kategorienbildung	85
4.3	Beschreibung der Stichprobe	93
4.4	Untersuchungsdesign	95
5	DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE UND INTERPRETATION	99
5.1	Ergebnisse zum Einfluss der Eltern	99
5.2	Interpretation zum Einfluss der Eltern	101

5.3 Ergebnisse und Interpretation zum Selbst- und Fremdbild der Eltern im Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung	103
6 CONCLUSIO UND WEITERFÜHRENDE ÜBERLEGUNGEN	109
LITERATURVERZEICHNIS	115
ANHANG	125
I. Zusammenfassung – Abstract	125
II. Kurzfragebogen	126
Jugendliche	126
Eltern	126
III. Gesprächseinstieg	128
Einleitungstext zum Jugendlichen-Interview	128
Einleitungstext zum Eltern-Interview	128
IV. Leitfäden	129
Leitfaden Jugendliche	129
Leitfaden Eltern	130
V. Transkription und Auswertung	133
Transkription	133
Auswertung	137
VI. Lebenslauf	143

Vorwort

Mein Interesse für die berufliche Integration von Menschen mit Beeinträchtigung wurde durch das Einführen des Schwerpunktes „berufliche Rehabilitation“ geweckt. Die Berufswahl und insbesondere die Rolle der Eltern rückte durch meine Arbeit beim Projekt Faktor i und der Betreuung von Jugendlichen mit Beeinträchtigung in meinen Blick. In Gesprächen mit seiner Mutter und der Arbeit mit ihm, zeigten sich unterschiedliche Problemlagen. Als ich mich an meine eigene Berufswahl und die große Bedeutung meiner Eltern für mich zurück besann, folgte schnell eine intensivere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema.

An dieser Stelle möchte ich mich bei Herrn Univ. Prof. Dr. Gottfried BIEWER für die fachkundige Betreuung meiner Diplomarbeit bedanken. Vor allem die konstruktiven Diskussionen im Zuge des Diplomandenseminars von Herrn Univ. Prof. Dr. Gottfried BIEWER ermöglichten es mir, meine Überlegungen kritisch zu hinterfragen und neue Erkenntnisse zu erlangen.

Weiters gilt ein besonderer Dank der Jobfabrik der Volkshilfe Wien und deren Mitarbeitern, die mich mit meinen Probanden zusammengebracht haben. Insbesondere bedanke ich mich bei meinen Interviewpartnern, die es mir durch deren Bereitschaft ermöglichten, den Einfluss der Eltern im Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung zu erforschen.

Ferner danke ich meiner Familie für die jahrelange Unterstützung. Ganz besonders bei meinen Eltern Beate und Herbert WEISSENGRUBER für die vielen wertvollen Diskussionen, die mich ein kritisches und reflektiertes Denken gelehrt haben, das (nicht nur) für mein Studium unentbehrlich war. Eine besondere emotionale Stütze war mir Mag. Christopher BACHTROG, der mir durch den Glauben an mich und meine Fähigkeiten besonders in schwierigen Phasen des Schreibprozesses wieder Motivation gab.

Ein ganz besonderer Dank gilt Mag.^a Zlatka PAVLOVA. Sie hat mir mit unzähligen wertvollen Anregungen und Diskussionen über meine Diplomarbeit bei einer reflektierten Auseinandersetzung mit dem Thema geholfen und viel Zeit in mich und meine Arbeit investiert. Maria KLEMENT hat mir mit dem Korrekturlesen meiner Arbeit einen großen

Dienst erwiesen. Ebenfalls danken möchte ich all meinen Freunden, insbesondere Mag.^a Birgit HARTINGER und Mag.^a Verena SCHAFFNER, die immer ein offenes Ohr für mich hatten.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass in der vorliegenden Arbeit durchgehend die männliche Formulierung verwendet wird, um den Lesefluss nicht zu stören. Gemeint sind damit in der Regel beide Geschlechter.

Einleitung

Problemdarstellung und Relevanz der Thematik

Schon lange wird der Ruf nach möglichen beruflichen Alternativen für Menschen mit Beeinträchtigung¹ laut. So weist beispielsweise HOVORKA (2000, 298) darauf hin, dass es angesichts der Benachteiligung von Jugendlichen mit Beeinträchtigung am allgemeinen Arbeitsmarkt nicht ausreicht, sie nur in der (Pflicht)Schule integrativ zu fördern. Die Schulzeit sei nur eine kurze Lebensspanne und integrative Bemühungen müssten sich darüber hinaus erstrecken. Mittlerweile widmen sich immer mehr Institutionen und Projekte (z.B.: Faktor I², Wiener Intergrations-Netzwerk (WIN)³, Jugend am Werk⁴, Jobfabrik der Volkshilfe⁵, etc.) der beruflichen Integration von Menschen mit Beeinträchtigung, nach und nach folgen gesetzliche Verpflichtungen für Unternehmen, Menschen mit Beeinträchtigung einzustellen, (z.B. Einstellungspflicht, Ausgleichstaxe, etc.), sowie die staatliche Reglementierung durch Förderungen (z.B.: Mobilitätshilfen, Lohnkostenzuschüsse, etc.) (vgl. PRESSLAUER 2007, 1) und die Erarbeitung konkreter Programme (vgl. Arbeitsassistent, Berufsausbildungsassistent, etc.). Somit wird auch eine Auseinandersetzung mit dem Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung nötig. Denn: „Das Gelingen der Berufswahl stellt eine wichtige Voraussetzung für die soziale Integration und das persönliche Wohlbefinden eines Menschen in unserer Gesellschaft dar.“ (HERZOG et al. 2006, 11)

Wie aktuell diese Thematik des Berufswahlprozesses ist, zeigen diverse Veröffentlichungen der letzten Jahre, die sich mit eben diesem Thema auseinandersetzen (u.a. BEINKE 2006; 2008; HERZOG et al. 2006).

¹ Definition von Lernbeeinträchtigung siehe Kapitel 1.3

² Projekt des WUK: <http://www.faktori.wuk.at/>

³ <http://www.win.or.at/>

⁴ <http://www.jaw.at/typo3/index.php>

⁵ http://www.beschaefigung.volkshilfe.at/3jobfabrik/frameset_main.htm

Ein großer Teil der Literatur bezieht sich auf Jugendliche allgemein und betrachtet den gesamten Prozess der Berufswahl. Doch auch zur Zielgruppe der Jugendlichen mit Beeinträchtigung sind einige Publikationen, die sich auf die Schnittstelle Schule – Beruf beziehen, zu nennen (z.B.: HOLLENWEGER et al. 2007, MATHERN 2002, EMSBACH 2007, PFRIEM/ MOOSECKER 2004). Einige Autoren bemängeln allerdings, dass um den Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung noch zu wenig diskutiert wird (vgl. BEVERIDGE et al. 2002, 195).

Ebenso wenig findet man in diesem Zusammenhang Veröffentlichungen bezüglich der Rolle der Eltern im Berufswahlprozess allgemein (vgl. NISSEN et al. 2003, 103) bzw. ihrer Rolle im Prozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung im Speziellen. (LINDSTROM et al. 2007, 350)

Betrachtet man nun den Berufswahlprozess und dessen Einbettung im Jugendalter, ist es nicht verwunderlich, dass sich auch einige Belastungen und zusätzliche Aufgabenstellungen für die Betroffenen ergeben. So haben beispielsweise HERZOG et al. (2006, 47) in ihrer Studie etwa auf diese Belastungen der Berufswahl verwiesen. Sie nennen drei verschiedene Faktoren, die den Prozess erschweren können:

- Spezifische Merkmale des Jugendalters wie Pubertät, Dating, Scheidung der Eltern, Wohnortwechsel⁶
- Geschlecht
- Sozialer Status der Jugendlichen

Die sich daraus ergebenden zusätzlichen Aufgaben können Jugendliche mit Beeinträchtigung genauso betreffen wie alle anderen Jugendlichen auch. Sie haben jedoch aufgrund ihrer Beeinträchtigung eine weitere Erschwernis und schlechtere Ausbildungschancen (vgl. HOLLENWEGER 2007, 5). Denn zumeist haben sie sonderpädagogische Förderung bekommen bzw. besuchten eine Sonderschule und verfügen somit in vielen Fällen über keinen oder nur einen niedrigen Bildungsabschluss. Bezüglich des Sonderpädagogischen Förderbedarfs (SPF)⁷ muss folgendes kritisch angemerkt werden: Er wirkt, so sehr er

⁶ Diese spezifischen Merkmale stellen zum Teil Entwicklungsaufgaben und kritische Lebensereignisse dar (siehe hierzu auch Kapitel 2)

⁷ „Sonderpädagogischer Förderbedarf ist festzustellen, wenn schulfähige Jugendliche infolge einer Behinderung dem Unterricht in einer Volks-, Haupt-, und Polytechnischen Schule nicht ohne besondere pädago-

auch das schulische Fortkommen fördert, immer auch stigmatisierend. Diese Tatsache, und der meist damit einher gehende niedrige Bildungsabschluss, schränken die Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt stark ein.

Auch der Arbeitsmarkt verändert sich und die Anforderungen an Auszubildende steigen steil an. Laut HERZOG et al. (2006, 190) liegen die Gründe dafür einerseits in der Internationalisierung der Arbeitsteilung⁸, andererseits im beschleunigten technologischen Wandel⁹ und der Verlagerung der Produktivität in den Tertiärsektor. Diese Rahmenbedingungen stellen für Menschen mit Beeinträchtigung in Zeiten der Leistungsorientierung große Hindernisse dar.

Entwicklung und Darstellung der Forschungsfrage

Aufgrund der vorangehenden Darstellung der Situation von Menschen mit Beeinträchtigung an der Schnittstelle Schule – Beruf erscheint eine gründliche Auseinandersetzung mit der Wahl eines Berufes und der wichtigen Rolle der Eltern umso wichtiger. Bevor nun die Entwicklung und Formulierung der zentralen Forschungsfragen erläutert werden sollen, folgen noch einige Anmerkungen zum aktuellen Forschungsstand.

Aktueller Forschungsstand und Herleitung der Forschungsfrage

Im Berufswahlprozess stehen den Jugendlichen verschiedene „Kooperationspartner“ zur Verfügung. Dazu werden auch die Eltern gezählt, die aktiv mit einbezogen werden sollen, um einen gelungenen Prozess bzw. Übergang zu ermöglichen. Jugendlichen mit Beein-

gische Förderung zu folgen vermögen.“ (FASCHING/ FELKENDORFF 2007, 81) Im Jahr 1993 wurde die Sonderschulbedürftigkeit von Kindern mit Beeinträchtigung durch den SPF ersetzt und ermöglichte somit eine schulische Integration. (vgl. Fasching 2004, 360)

⁸ Einfache Tätigkeiten werden ins Ausland verlegt, insbesondere in so genannte Billiglohnländer; Somit „fallen Arbeitsplätze für Personen mit geringer beruflicher Qualifikation sukzessive weg“ (HERZOG et al. 2006, 190).

⁹ „Einerseits werden durch immer schneller werdende Innovationszyklen ständig neue Produkte auf den Markt geworfen, andererseits führt die zunehmende Rationalisierung und Automatisierung der Produktionsabläufe zu billigen Herstellungskosten. Auch dadurch fallen einfache Berufsarbeiten weg [...]“ (HERZOG et al. 2006, 190)

trächtigung müssen sich neben dem Übergang von der Schule ins Erwerbsleben und diversen Entwicklungsaufgaben, auch mit ihrer Beeinträchtigung und dem damit verbundenen Selbstkonzept, ihrer Persönlichkeit, Grenzen und Ressourcen, auseinandersetzen. Auch für die Eltern ist es oft nicht einfach, sich nochmals mit der Beeinträchtigung ihres Kindes intensiv zu befassen. (vgl. ADAM/ HÄFELI 2009, 6-8) Eine gemeinsame Bewältigung dieses Prozesses von Eltern und Jugendlichen, ist also durchaus erstrebenswert.

Eine genauere Auseinandersetzung damit, was unter dem Einfluss der Eltern zu verstehen ist und wie man diesen im wissenschaftlichen Kontext fasst, steht im Mittelpunkt der Arbeit. An dieser Stelle soll eine erste Annäherung an die zu erforschende Thematik veranschaulicht werden. Die Pressestelle der Stadt Marburg (2009) schreibt beispielsweise: „Eltern haben maßgeblichen Einfluss auf die Berufswahl und Berufsfindung ihrer Kinder. Oft sind sie sich ihrer Rolle als Helfer, Berater und Begleiter viel zu wenig bewusst. Um das Unterstützungspotential des Elternhauses besser nutzen zu können, ist es notwendig, Eltern am Übergang ihrer Kinder von der Schule in den Beruf zu aktivieren, sie in ihrer beratenden Rolle zu unterstützen und in ihrer Begleitfunktion zu stärken.“ Diese Aussagen werden auch von anderen Veröffentlichungen gestützt (vgl. FASCHING/ FELKENDORFF 2007; KÖNIG 2006; NISSEN et al. 2003; PFRIEM/ MOOSECKER 2004). Dass Eltern wichtige Ansprechpersonen für die Jugendlichen sind, zeigte etwa die Untersuchung von NISSEN et al. (2003, 103). Ebenso wird in einigen Studien die Vorbildwirkung der Eltern (wenn auch gegensätzlich) thematisiert und diskutiert (vgl. BEINKE 2002; KÖNIG 2006; NISSEN et al. 2003; VON WENSIERSKI et al. 2005).

Wichtig ist, dass sich die Berufswahltheorien und die Studien zum Berufswahlprozess zu einem überwiegenden Teil mit Jugendlichen *ohne* Beeinträchtigung auseinandersetzen. Untersuchungen zu diesem Thema mit Fokus auf Jugendliche mit Beeinträchtigungen sind überschaubar (vgl. u.a. LINDSTROM et al. 2007, 350; BEVERIDGE et al. 2002, 195). Ebenso sind Studien zur konkreten Rolle der Eltern im Berufswahlprozess nur sehr rar vorhanden. Ein Einfluss der Eltern steht zwar außer Frage, genauere Auseinandersetzung im wissenschaftlichen Bereich sind jedoch spärlich gesät (vgl. u.a. WHISTON et al. 2004, 554) – insbesondere bezüglich der Zielgruppe der Jugendliche mit Beeinträchtigung (vgl. LINDSTROM et al. 2007, 350) – und macht eine Auseinandersetzung mit der gewählten Fokussierung umso notwendiger.

Nach den Ergebnissen von HERZOG et al. (2006, 95) ist eine wichtige Stütze im Berufswahlprozess die Familie. Auch BEINKE (2002, 191), der eine Studie zum Thema Familie und Berufswahl veröffentlichte, führt aus, dass gerade die Eltern bei der Berufswahl eine wichtige Rolle spielen. HERZOG et al. (2006, 95) behaupten, dass Eltern einerseits wesentlich für die emotionale und motivationale Unterstützung seien, andererseits verfügen sie über ein soziales Netz, das bei der Berufswahl bzw. bei potentiellen Ausbildungsplätzen von essentieller Bedeutung sein könnte. Auch in der Praxis wurde dies erkannt. So wird beispielsweise beim Erstellen von Karriere- und Entwicklungsplänen der aktive Kontakt zu den Jugendlichen, ihren Eltern und ihren Lehrern als Erfolgsfaktor angesehen (vgl. FASCHING/ FELKENDORFF 2007, 92).

Ebenso wurde im Zuge einer Erhebung der Universität Würzburg festgestellt, dass „der Berufswahlprozess maßgeblich durch außerschulische Entscheidungsprozesse beeinflusst“ wird (PFRIEM/ MOOSECKER 2004, 476, 479f). Dazu gezählt werden unter anderem die Eltern. Insgesamt gaben über 57% der befragten Schüler einen außerschulischen Einflussfaktor an, worunter auch die Eltern zu zählen sind. (vgl. PFRIEM/ MOOSECKER 2004, 476)

Aus diesen Gründen erscheint es besonders interessant – im Zuge einer wissenschaftlichen Arbeit – die Berufswahl von Jugendlichen mit Beeinträchtigung dahingehend zu untersuchen, wie Eltern den Prozess genau beeinflussen.

Die Berufswahl als Prozess – es wird davon ausgegangen, dass es sich hierbei nicht um eine punktueller Entscheidung handelt, sondern um eine mit mittel- bis langfristigen Konsequenzen (vgl. HERZOG et al. 2006, 12) – kann nach unterschiedlichen Perspektiven¹⁰ betrachtet werden. HERZOG et al. (2006, 25) fügen die verschiedenen Aspekte der Berufswahl zu einem Gesamtkonzept – auch integratives Modell genannt – zusammen. Im Zuge dessen wird der Berufswahlprozess von ihnen – angelehnt an HEINZ (1991) – in sechs Phasen unterteilt.

¹⁰ Differenzialpsychologische und typologische, entwicklungspsychologische, transtheoretische und öko-psychologische, lernpsychologische, sozialisationstheoretische und entscheidungstheoretische Perspektive (vgl. HERZOG et al. 2006, 14- 24)

Diese sind:

- Phase 1: Diffuse Berufsorientierung
- Phase 2: Konkretisierung der Berufsorientierung
- Phase 3: Suche eines Ausbildungsplatzes
- Phase 4: Konsolidierung der Berufswahl
- Phase 5: Berufsbildung
- Phase 6: Eintritt ins Erwerbsleben

Die Untersuchung von HERZOG et al. (2006, 54-62) wurde an Abgängern (ohne Beeinträchtigung) von verschiedenen Schulformen in eine Anschlussmöglichkeit durchgeführt. Erhoben wurde in einer vergleichenden Längsschnittstudie über ein Jahr mittels standardisiertem Fragebogen. Die Untersuchung von HERZOG et al. (2006) wird noch in Kapitel 2.1 genauer ausgeführt.

Im Laufe der Literaturstudie fanden sich Hinweise darauf, dass die Phasen von HERZOG et al. (2006, 41) insbesondere von Jugendlichen mit Beeinträchtigung nicht immer in dieser Reihenfolge durchlaufen werden: FASCHING und FELKENDORFF (2007, 83) betonen, dass die Berufsvorstellungen oft unrealistisch, die Jugendlichen unsicher in Bewerbungssituationen sind. Auf Restriktionen am Ausbildungsmarkt reagieren sie eher mit Verzicht auf Nachfrage und resignativer Haltung. Weiters können sie oft erworbene Qualifikationen nicht verwerten. Auch HERZOG et al. (2006) sind sich dessen bewusst, dass die Phasen zwar in einer logischen Reihenfolge durchlebt werden, jedoch durchaus auch Wiederholungen und Rückschritte möglich sind. Um den Einfluss der Eltern näher zu beleuchten, werden lediglich die ersten beiden Phasen des Sechs-Phasen Modells von HERZOG et al. (2006) herausgegriffen¹¹. Es wird davon ausgegangen, dass in diesem Abschnitt des Berufswahlprozesses der Einfluss der Eltern am stärksten und auch am klarsten abgrenzbar von anderen sozialen Determinanten ist. Meist wird die Unterstützung durch professionelle Begleiter ab Phase zwei oder spätestens ab Phase drei hauptsächlich geleistet (Berufsausbildungsassistenz/ Arbeitsassistenz u.ä.) und die Eltern werden – etwa im Clearing

¹¹ Ebenso nur einen Teilbereich hat BEINKE (2002, 30) für seine Untersuchung zum Thema Familie und Berufswahl ausgewählt. Auch aus anderen Studien, die die Rolle der Eltern untersuchen zeigte sich, dass der Berufswahlprozess nicht von Beginn bis zum Ende im Blick der Betrachter stand (vgl. u.a. LINDSTROM et al. 2002; 2007).

– bewusst von den Clearern an bestimmten Stellen des Prozesses mit einbezogen. Denn Eltern können sowohl positiven als auch negativen Einfluss ausüben (vgl. KÖNIG 2006, 75). Darüber hinaus tritt mit der Entscheidung für einen Beruf bzw. für eine Ausbildung auch ein bestimmtes Regelwerk in Kraft und die Gestaltungsmöglichkeiten werden somit eingeschränkt¹². Strebt man beispielsweise den Beruf des Bäckers an, wird man eine Lehre absolvieren (eventuell eine Integrative Berufsausbildung¹³) und wird danach eine Anstellung in eben diesem Berufsfeld anstreben. Durch die Festlegung auf ein Berufsfeld ist jedoch klar, dass viele andere Wahlmöglichkeiten ausgeschlossen werden und somit wird vermutet, dass auch der Einfluss der Eltern auf die Berufswahl reduziert wird. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, dass sich der Einfluss der Eltern auf das Leben ihrer Kinder generell minimiert. Dieser kann sich auch auf einen anderen Bereich des Lebens verlagern, sollte aber mit dem Alterwerden der Kinder kontinuierlich zurück gehen.

Es soll also der Einfluss der Eltern auf diese beiden Phasen untersucht werden¹⁴. Hierbei wird von HERZOG et al. (2006, 95) grundsätzlich zwischen zwei Formen von Einfluss unterschieden. Zum einen ist der Einfluss der Eltern durch emotionale und motivationale Unterstützung gekennzeichnet, zum anderen verfügen Eltern über soziale Netzwerke, Informationsquellen u.ä., die dem jugendlichen Berufswähler hilfreich sein können. Im Zuge der theoretischen Auseinandersetzung der vorliegenden Arbeit wird jedoch auf eine etwas andere und genauere Unterscheidung von Einfluss zurückgegriffen, die jedoch die von HERZOG et al. (2006) getroffene Unterscheidung beinhaltet. Es handelt sich bei diesem Modell um jenes von GEBNER (2003), das zwischen impliziten und expliziten Einfluss unterscheidet. Das Konstrukt „Einfluss“ wird in unterschiedlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mannigfach beleuchtet. Auch wenn Einfluss jeweils etwas unterschiedlich definiert wird, sind sich die Ansätze in ihren grundlegenden Annahmen und Elementen, was unter Einfluss subsumiert wird, ähnlich. Näheres hierzu jedoch in Kapitel 3.

¹² Hier darf der Hinweis nicht fehlen, dass die Einschränkung durchaus auch positive Auswirkungen haben kann. Denn eine Einschränkung kann ebenso bedeuten, mehr Klarheit über eigene Ziele und Möglichkeiten zu haben (vgl. LINDSTROM et al. 2002, 81)

¹³ Unter Integrativer Berufsausbildung werden Formen der Ausbildung verstanden, die eine verlängerte Lehrzeit oder auch die Teilqualifikation beinhalten.

¹⁴ Das Modell von Herzog et al. (2006) wurde in einer wissenschaftlichen Untersuchung bisher noch nicht auf den Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung umgelegt.

Formulierung der Forschungsfrage

Aus den eben dargestellten Studien und Ausführungen ergeben sich zwei zentrale Aspekte, die die Grundlage für die Forschungsfragen darstellen: zum einen soll untersucht werden, ob und wie die Eltern die berufswählenden Jugendlichen in den ersten beiden Phasen des Berufswahlprozesses beeinflussen. Zum anderen wird der Frage nachgegangen, wie die Eltern ihre Rolle im Prozess beurteilen und wie die Jugendlichen die Rolle ihrer Eltern sehen. Hieraus ergeben sich sodann folgende Forschungsfragen:

Hauptfragestellung

- **Wie beeinflussen Eltern von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung die ersten beiden Phasen des Berufswahlprozesses nach HERZOG et al. (2006)?**

Nebenfragestellungen

- **Wie nehmen die Eltern ihre Rolle im Berufswahlprozess wahr?**
- **Wie sehen die Jugendlichen selbst die Rolle der Eltern in diesem Prozess?**

Eine wichtige Einschränkung der Thematik wird bezüglich der Personengruppe gemacht. Insbesondere Jugendliche mit einer Lernbeeinträchtigung sind von einer Stigmatisierung durch den SPF betroffen und begegnen vermutlich schwierigen Voraussetzungen bei der Berufswahl. Es wird davon ausgegangen, dass gerade dann ein familiärer Einfluss große Auswirkungen haben kann. Hinweise darauf ergaben sich im Zuge des Studiums einschlägiger Literatur (vgl. u.a. FASCHING/FELKENDORFF 2007, 92; LINDSTROM et al. 2002, 249f). Der Zielgruppe und der damit notwendig gewordenen begrifflichen Abgrenzung von „Lernbeeinträchtigung“ widmet sich Kapitel 1.3.

Forschungsvorhaben

Wie aus den leitenden Forschungsfragen bereits hervorgeht, besteht nun das Forschungsvorhaben zum einen darin zu untersuchen, wie die Eltern die ersten beiden Phasen beeinflussen. Zum anderen, soll erforscht werden, wie sowohl die Eltern ihre Rolle, als auch die Jugendlichen die Rolle der Eltern sehen und bewerten.

Um den oben genannten Forschungsfragen nachzugehen, sollen Interviews mit Eltern und Jugendlichen durchgeführt werden. Es werden beide Perspektiven als wichtig erachtet. Einerseits geht es um die Jugendlichen selbst und es ist daher essentiell, die Jugendlichen zu befragen, wie sie die Situation der Berufswahl erleben. Sie fungieren somit als Experten ihrer eigenen Situation. So schreibt SPIESS (2004, 14) beispielsweise, dass „behinderte Personen im Rahmen qualitativer Forschungsmethoden kompetente Ansprechpartner/innen sind.“

Andererseits erscheint es wichtig, den Prozess auch aus der Sicht der Eltern zu erfragen, um auch ihre Vorstellungen der beruflichen Zukunft ihres Kindes bzw. auch ihrer Wünsche diesbezüglich zu kennen, sowie die Intensität dieser. Denn auch Aspekte wie Erwartungen an ihre Kinder spielen für die Berufswahl der Jugendlichen eine (nicht zu vernachlässigende) Rolle (vgl. u.a. WHISTON/ KELLER 2004, 523; LINDSTROM et al. 2002, 77). Darüber hinaus kann durch diese beiden Perspektiven ein möglichst genaues Gesamtbild erhalten werden (vgl. TERHART 1997, 27). Weiters ermöglicht die Befragung beider Seiten eine Gegenüberstellung dieser (vgl. WITZEL 2000, 5). Daraus kann möglicherweise der logische Schluss gezogen werden, wie Situationen (unterschiedlich) wahrgenommen werden. Wesentlicher ist jedoch, dass erst durch die Gegenüberstellung der beiden Interviews Aussagen über den Einfluss getroffen werden können¹⁵. Dass es gerade zur Erforschung des Einflusses der Eltern im Berufswahlprozess hilfreich erscheint, sowohl die Jugendlichen als auch deren Eltern zu befragen, halten auch LINDSTROM et al. (2007, 350) fest.

Der Berücksichtigung von zwei Perspektiven im Zuge qualitativer Forschung im Bereich der beruflichen Rehabilitation ist somit keine Seltenheit. So haben etwa SCHABMANN und KLICPERA (1998) leitfadengestützte Interviews mit Menschen mit Beeinträchtigung und den Bezugspersonen (meist die Mutter) durchgeführt und verweisen darauf, dass die Situation am Arbeitsplatz von den Betroffenen selbst nur einseitig (also entweder positiv oder negativ) dargestellt wird. Durch die Befragung der Bezugsperson konnten das Bild durch weitere Aspekte vervollständigt werden. Dies stellt einen wichtigen Grund für die Einbeziehung beider Perspektiven dar. Auch NIEHAUS (2000, 328) verweist in einem Beitrag in einem Sammelband auf zwei Studien von sich selbst, bei denen sie jeweils Frauen mit Beeinträchtigung und Experteninterviews vereint. GOLISCH (2002) wiederum betont die

¹⁵ Näheres hierzu ausführlicher im Kapitel 4.

Wichtigkeit der Sicht der Beteiligten. Dies wären in der geplanten Arbeit sowohl die Eltern als auch die Jugendlichen mit Beeinträchtigung.

Es wurden insgesamt 8 Interviews durchgeführt. Vier mit den Jugendlichen selbst und vier mit demjenigen Elternteil, der die Jugendlichen hauptsächlich beim beruflichen Werdegang unterstützt. Die Anzahl von je vier Interviews ist so gewählt, um zum einen das Thema im Rahmen einer Diplomarbeit bearbeiten und zum anderen eine fundierte Aussage über das erforschte Thema treffen zu können. Dies würde eine geringere Anzahl an Interviews nicht gewährleisten. Zusätzlich ermöglicht die hier gewählte Anzahl, Aussagen über Trends zu tätigen, die vielleicht in der weiteren Forschung zur Auswertung kommen.

Der vorhin erwähnte Leitfaden für die durchzuführenden Interviews, an dem sich der Interviewer orientieren kann, wurde anhand der Theorien zum Berufswahlprozess und der Einflussmodelle erstellt. Um ein späteres Vergleichen der Aussagen der Eltern mit jenen der Jugendlichen zu ermöglichen, müssen die Leitfäden für die Interviews in den zentralen Fragen kongruieren (vgl. WITZEL 2000, 5). Es liegt auf der Hand, dass durch die jeweilige Perspektive durchaus auch unterschiedliche Aspekte betrachtet werden müssen.

Als Auswertungsmethode erscheint die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING, genauer gesagt eine strukturierende Inhaltsanalyse, als sinnvoll. Ziel der strukturierenden Inhaltsanalyse ist es, „eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern. Diese Struktur wird in Form eines Kategoriensystems an das Material herangetragen. Die grundsätzlichen Strukturierungsdimensionen müssen genau bestimmt werden, sie müssen aus der Fragestellung abgeleitet und theoretisch begründet werden. Diese Strukturierungsdimensionen werden dann zumeist weiter differenziert, indem sie in einzelne Ausprägungen aufgespalten werden.“ (MAYRING 2007, 82 f)

Für die hier zu bearbeitende Forschungsfrage soll diese Methode den Vorteil bringen, dass die Erkenntnisse des Interviews herausgefiltert werden, anhand der zuvor erfolgten Auseinandersetzung mit der Theorie des Berufswahlprozesses und seiner Einflussfaktoren, die Ergebnisse in einen theoretischen Rahmen gesetzt und strukturiert werden können. Darüber hinaus können die gewonnenen Kategorien aus den Interviews mit den Eltern

und Jugendlichen miteinander verglichen werden, um Rückschlüsse auf einen tatsächlich vorhandenen Einfluss tätigen zu können.

Gliederung der Arbeit

In einem ersten Kapitel soll Grundlegendes zu den Themen Arbeit und berufliche Integration sowie zu Jugendlichen mit einer Lernbeeinträchtigung ausgeführt werden. Weiters werden Möglichkeiten, die diese Jugendlichen an der Schnittstelle Schule – Beruf haben, vorgestellt. Es soll auch versucht werden, die damit verbundenen Problemlagen zu identifizieren. Auch auf die momentane Lage am allgemeinen Arbeitsmarkt soll kurz eingegangen werden.

Das zweite Kapitel soll sich der Darstellung und kritischen theoretischen Auseinandersetzung der unterschiedlichen Berufswahltheorien widmen. An dieser Stelle werden auch das Gesamtmodell und das Phasen-Modell von HERZOG et al. (2006) vorgestellt.

Den Einflussfaktoren, im Speziellen dem Einflussfaktor der Eltern, wendet sich das dritte Kapitel zu. Hier soll auf einer theoretischen Ebene erläutert werden, welche Rolle die Eltern haben und welche Formen von Einfluss es geben kann.

Im vierten Kapitel wird die Erhebungs- und Auswertungsmethode vorgestellt, sowie Entstehung des Interviewleitfadens und Kategorienbildung. Danach folgen im fünften Kapitel die Ergebnisse der durchgeführten Interviews, die Beantwortung der Forschungsfragen, sowie die Interpretation. Es soll insbesondere durch die Gegenüberstellung der Interviews auf tatsächliche Einflussformen geschlossen werden können und eine Darstellung des Selbst- und Fremdbildes der Eltern gezeichnet werden.

In einem abschließenden sechsten Kapitel wird eine Conclusio folgen, in der aufgrund der Ergebnisse und deren Interpretation Hypothesen formuliert werden. Ebenso wird ein Ausblick auf künftige Forschung und offen geblieben Fragen gegeben.

1 Begriffsbestimmungen und Rahmenbedingungen

Im Folgenden sollen nun wichtige grundlegende Begriffe wie jenen der Arbeit und der Lernbeeinträchtigung erläutert werden (der Berufswahl widmet sich ein eigenes Kapitel). Neben dem Begriff der Arbeit an sich soll insbesondere geklärt werden, welche hohe Bedeutung der Arbeit und der beruflichen Integration im Leben von Menschen mit Beeinträchtigung zukommen. Denn daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem Thema des Berufswahlprozesses. An dieser Stelle wird auch aufgezeigt, welche Möglichkeiten Jugendliche mit Beeinträchtigung im schulischen und nachschulischen Bereich in Österreich haben.

Weiters findet eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff und der Zielgruppe der Menschen mit Lernbeeinträchtigung statt. Wie sich zeigen wird, ist dieser Begriff ein stark diskutierter.

1.1 Arbeit und berufliche Integration – was verstehen wir darunter?

Der Arbeit kommt in der heutigen Gesellschaft eine äußerst wichtige und weitreichende Bedeutung zu (vgl. u.a. STEIN 2009, 16). Ganz grundsätzlich wird heute unter Arbeit die Erwerbsarbeit verstanden, d.h. verkürzt dargestellt jene Arbeit, die dazu dient, den Lebensunterhalt zu verdienen. Lediglich den finanziellen Aspekt zu beachten, wäre aber viel zu kurz gegriffen. Die Bedeutung der Arbeit für den Menschen ist weit umfassender, wemgleich der finanzielle Verdienst durchaus seinen Platz haben muss. (vgl. SENCKEL 2004, 104f) In der Literatur (vgl. BIEKER 2005, 12f) wird von einem in den letzten Jahren stattgefundenen Wertewandel der Arbeit gesprochen. Arbeit ist nicht mehr nur negativ besetzte Pflicht und stellt auch keinen Gegensatz mehr zum Lebensgenuss – der Freizeit – dar. (vgl. BIEKER 2005, 13f)

In Zeiten einer weltweiten Wirtschaftskrise drängt sich jedoch die Frage auf, ob sich dieser Wertewandel nicht wieder geändert haben könnte. Es liegt die Vermutung nahe, dass bei instabilen wirtschaftlichen Verhältnissen ein sicherer Arbeitsplatz mit einer anderen Bedeutung konnotiert wird als zuvor.

Oder anders formuliert: Die stetige Angst in Zeiten der Zeitarbeit und großer Entlassungswellen zur Kosteneinsparung von Unternehmen vor Arbeitslosigkeit könnte durchaus eine negative Haltung der Arbeit gegenüber bedingen. Möglich wäre aber auch das genaue Gegenteil: So schreibt BIEKER (2005, 14) in Anlehnung an die Ausführungen des BUNDESMINISTERIUMS FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2002, 165f): „Je knapper Arbeit wird, umso bedeutsamer wird die individuelle Partizipation an der Arbeitsgesellschaft für die persönliche Statusdefinition und das Gefühl, nicht zu dem exkludierten Drittel der Arbeitsmarktverlierer zu gehören.“

Neben einem eventuellen Wertewandel der Arbeit, der sich auf die Bedeutung von Arbeit in unserer Gesellschaft auswirkt, verschlechtert sich durch die Wirtschaftskrise die Arbeitsmarktlage insbesondere für Jugendliche mit (aber auch für jene ohne) Beeinträchtigung. Denn bei steigender Arbeitslosigkeit sind Menschen mit Beeinträchtigung immer sehr schnell betroffen (vgl. u.a. SPECK 2008, 488; STEIN 2009, 18). Auch die Daten des Arbeitsmarktservice (AMS) von Oktober 2009 zeigen einen Anstieg der Arbeitslosigkeit bei Menschen mit Beeinträchtigung im Vergleich zum Oktober 2008 um 17,2%. Bei Menschen mit Beeinträchtigung, die nach dem Behinderteneinstellungsgesetz¹⁶ zu den Begünstigten Behinderten¹⁷ zählen, lässt sich sogar ein Anstieg um 22,7% verzeichnen. (vgl. AMS 2009, 2) Die Situation für Menschen mit Beeinträchtigung verschlechtert sich zusehends, die Bedeutung von Arbeit – insbesondere für eben diesen Personenkreis – ist jedoch ungebrochen. Denn Arbeit hat nach wie vor einen hohen Stellenwert für das individuelle und gesellschaftliche Leben und somit gilt es nach wie vor eine berufliche Integration von Menschen mit Beeinträchtigung anzustreben. Im Anschluss an JAHODA¹⁸ formuliert etwa BIEKER (2005, 15) Konsequenzen von Erwerbsarbeit. Dazu zählen die Zeitstruktur, die dem Leben durch Arbeit gegeben wird, die regelmäßigen sozialen Kontakte

¹⁶ Im Bundesbehinderteneinstellungsgesetz (BEinstG) regelt gesetzlich den Bereich Arbeit. Im BEinstG befinden sich Regelungen über begünstigte Behinderte, Kündigungsschutz, Zugang zu Förderungen, Entgeltsschutz, Ausgleichstaxe und Einstellungspflicht, etc. (vgl. BMSK 2007a, 27-62)

¹⁷ Es gibt in Österreich die Möglichkeit der Einstufungen zum begünstigten oder begünstigbaren Behinderten. Damit sind bestimmte Leistungen und Vorteile verbunden. Die Grundlagen dazu befinden sich im Behinderteneinstellungsgesetz, in dem ebenfalls die Voraussetzungen, die man erfüllen muss, festgelegt sind. (vgl. BMSG 2005, 39)

¹⁸ JAHODA et al. führten Anfang der 1930iger Jahre ein Studie über die Auswirkungen von langfristiger Arbeitslosigkeit in Mariantal durch (vgl. BIEKER 2005, 15)

und gemeinsamen Erfahrungen mit Menschen außerhalb der Familie, der Einzelne wird somit Teil eines kollektiven Zieles und Zwecksetzung, Arbeit vermittelt einen sozialen Status und ist identitätsstiftend und sie erzwingt von den Individuen Aktivität. Neben diesen Konsequenzen werden auch individuelle Potentiale, Anerkennung und Wertschätzung, die Möglichkeit volles Mitglied der Gesellschaft zu sein, einkommensbezogene Planbarkeit des Lebens und Sinnerfüllung genannt. (vgl. u.a. BIEKER 2005, 15f; GREVING/ ONDRACEK 2005, 346; SENCKEL 2006, 102-109; WETZEL 2003, 96)

Gerade die einkommensabhängige Planbarkeit ist in Zeiten der Wirtschaftskrise freilich ein sehr schwieriger Aspekt, da die Arbeitsplätze wesentlich unsicherer geworden sind und die Angst vor Arbeitsplatzverlust bei vielen nicht mehr auszublenzen ist.

Für Menschen mit Beeinträchtigung hat die Erwerbsarbeit eine besonders wichtige Bedeutung. Denn sie ist „der öffentlich sichtbare Beleg für Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft; statt ‚Defiziten‘ wird individuelles ‚Können‘ sichtbar. Dies prägt zugleich die eigene Identität“ (BIEKER 2005, 16). Weiters hat das eigene Einkommen und die damit erlangte Unabhängigkeit von Gesellschaft und Familie einen hohen Stellenwert und kann dazu führen, dass sich die Selbstwahrnehmung von Menschen mit Beeinträchtigung positiv verändert (vgl. u.a. GREVING/ ONDRACEK 2005, 346; SENCKEL 2006, 102-109). Oft bedeutet Arbeit auch das Überwinden sozialer Isolation, denn eine berufliche Integration ermöglicht Menschen mit Beeinträchtigung zusätzliche soziale Kontakte zu schließen, eröffnet einen neuen Lebensbereich und ermöglicht eigene Erfahrungen (vgl. u.a. BIEKER 2005, 16f; EBERT 2009, 199; GREVING/ ONDRACEK 2005, 346; WETZEL 2003, 95). Die Lebensqualität wird generell durch eine berufliche Integration positiv beeinflusst (vgl. BUNDSCHUH 2008, 2). Ferner wird eine zeitliche Strukturierung des Alltages gegeben. Es kann folglich nur wiederholt werden, welch hoher Stellenwert der Arbeit für Menschen mit Beeinträchtigung zu kommt (vgl. u.a. BIEKER 2005, 16f; EBERT 2009, 199; GREVING/ ONDRACEK 2005, 346; WETZEL 2003, 95).

Auch FRIEDRICH (2006, 26) führte eine Untersuchung durch, deren Ergebnisse Aussagen über die Bedeutung der Arbeit für Menschen mit Beeinträchtigung zulassen. So fand er durch Interviews mit den Betroffenen heraus, dass wichtige Gründe für einen Wechsel in den allgemeinen Arbeitsmarkt die Verbesserung der wirtschaftlichen Situation, das Hoffen auf herausfordernde Tätigkeiten, die den eigenen Fähigkeiten angemessen sind, sowie die Statusaufwertung seien. Den Interviews zufolge ist der soziale Kontakt für die Betrof-

fenen selbst weniger vordergründig. Dies führt FRIEDRICH (2006, 27) darauf zurück, dass sich die Interviewpartner in der sozialen Isolation vor Verletzungen schützen und die somit verfügbare Energie zur individuellen Statusveränderung nützen können. Diese Untersuchung bestätigt somit die theoretischen Ausführungen, die zuvor erläutert wurden.

Es muss jedoch auch darauf hingewiesen werden, dass eine etwaige Erwerbsarbeit nicht notwendigerweise ausschließlich positive Veränderungen mit sich bringt. Etwa muss sie nicht unbedingt eine finanzielle Besserstellung bedeuten. Denn viele Transferleistungen (z.B.: erhöhte Familienbeihilfe) fallen ab einer bestimmten Einkommenshöhe gänzlich weg und so kann der Fall eintreten, dass das Nettoeinkommen durch die Berufstätigkeit sogar niedriger ausfällt als zuvor, als der Betroffene keiner Beschäftigung nach ging. Die LEBENSHILFE (2008, 3) spricht von der „Beihilfenfalle“ und dem damit womöglich wegfallenden finanziellen Anreiz einer Berufstätigkeit. Besonders prekär ist die Tatsache, dass im Falle eines Verlustes des Arbeitsplatzes nicht gesichert ist, dass die zuvor bewilligten Transferleistungen wieder beansprucht werden können. Menschen mit Beeinträchtigung gehen somit ein großes Risiko ein, wenn sie sich für die Berufstätigkeit entscheiden. (vgl. LEBENSHILFE 2008, 3; WETZEL 2003, 104) Es liegt also auf der Hand, dass hier Handlungsbedarf besteht.

Auf weitere negative Aspekte weist WETZEL (2003, 95) hin. Er führt an, dass es oft zu monotonen Tätigkeiten kommt, weil den Menschen mit Beeinträchtigung wenig zugetraut wird. Ebenso kann Leistungsdruck entstehen, Entfremdung, wenn die Menschen beispielsweise das Endprodukt ihrer Arbeit nicht sehen und das Gefühl des Ausgenutzt-Werdens aufgrund von niedrigem Lohn (z.B.: Taschengeld) (vgl. WETZEL 2003, 95).

Dass Arbeit und Berufstätigkeit trotz alledem wichtige Funktionen im Leben von Menschen mit Beeinträchtigung erfüllen, wurde gezeigt. Es ist jedoch auch nötig nochmals explizit darauf hinzuweisen, dass der Weg in die Berufswelt für Jugendliche mit Beeinträchtigung besonders schwierig ist und viele Anforderungen an die Jugendlichen stellt. Faktoren wie Art und Ausmaß der Beeinträchtigung, familiäres und soziales Umfeld, persönliche Kompetenzen, gesellschaftliche und arbeitsmarktpolitische Gegebenheiten (beispielsweise Einstellungen und Vorurteile gegenüber Menschen mit Beeinträchtigung; hohes Maß an geforderter Flexibilität) – um nur einige zu nennen – wirken sich unmittelbar auf die Chancen am Arbeitsmarkt aus. (vgl. u.a. ANGERHOEFER/ HEILMANN 2002, 198f; FASCHING/ NIEHAUS 2004, 2ff; WINKLER 2009, 111) Diese „Steine“, die es am Weg

in die Berufstätigkeit zu überwinden gilt, stellen komplexe Herausforderungen an eine berufliche Integration von Menschen mit Beeinträchtigung dar. Welche Möglichkeiten zur (beruflichen) Integration zur Verfügung stehen, wird nun im nachfolgenden Kapitel erläutert.

1.2 Möglichkeiten in Ausbildung und auf dem Arbeitsmarkt für Menschen mit Beeinträchtigung

Für Menschen mit Beeinträchtigung gibt es verschiedene Möglichkeiten sich in die Berufswelt zu integrieren. Diese sollen im Folgenden kurz erläutert werden, da die Kenntnis der unterschiedlichen Möglichkeiten eine Grundvoraussetzung für eine gelungene Berufswahl darstellt und somit auch wesentlich für den theoretischen Rahmen des Berufswahlprozesses ist, um den es in der Arbeit geht.

Zuerst werden die Rahmenbedingungen der Integration in die Schule dargestellt. Davon ausgehend wird dann mit den verschiedenen Unterstützungsmöglichkeiten fortgefahren, die Jugendlichen mit Beeinträchtigung zur Verfügung stehen, um eine Integration in den ersten allgemeinen Arbeitsmarkt zu erreichen. Neben dem ersten allgemeinen Arbeitsmarkt stehen weitere Maßnahmen für Menschen mit Beeinträchtigung zur Verfügung. Dazu zählen neben Werkstätten für Menschen mit Beeinträchtigung auch Integrative Betriebe.

1.2.1 Schulische Integration

In Österreich ist lediglich die Integration in die Volks- und Hauptschule gesetzlich verankert. Danach jedoch fehlen flächendeckende Angebote einer Integration in weiterführende Schulen (z.B. AHS, berufsbildende Schulen). Jedoch müssen auch Jugendliche mit Beeinträchtigung das 9. Schuljahr absolvieren. Dieses können sie im Zuge eines Berufsvorbereitungsjahres in der Sonderschule oder in einer Polytechnischen Schule absolvieren¹⁹.

¹⁹ Nach der Berufsorientierung in der Sonderschule in den letzten beiden Schulstufen (7. und 8.), die verbindlich im Lehrplan festgeschrieben ist, steht das Berufsvorbereitungsjahr in der Sonderschule neu seit

Weiters gibt es Schulversuche in weiterführenden Schulen, die Integrationsklassen führen, die Jugendliche mit Beeinträchtigung besuchen können. Diese Angebote sind jedoch regional sehr unterschiedlich (vgl. BMSG 2004, 49).

In Österreich gibt es für Jugendliche mit Beeinträchtigung auch nach der Schule diverse Projekte, an denen sie teilnehmen können. Diese Projekte haben unterschiedlichste Zielgruppen, Schwerpunkte und Zielsetzungen. Weiters handelt es sich zumeist um regionale Projekte.

1.2.2 Berufliche Integration

Zum Thema beruflichen Integration am allgemeinen Arbeitsmarkt wurde bereits einiges im Kapitel 1.1 abgehandelt. Hier soll nun darüber aufgeklärt werden, welche Möglichkeiten Menschen mit Beeinträchtigung nach der Schule zur beruflichen Integration haben. Grundsätzlich stehen den Jugendlichen Maßnahmen wie Clearing, Arbeitsassistenz etc. zur Verfügung. Doch welches Ziel verfolgen diese Unterstützungsangebote bzw. besser gesagt wo sollen die Betroffenen integriert werden? Nun, neben dem ersten allgemeinen Arbeitsmarkt, der sich in seinen Grundzügen dadurch auszeichnet, dass der Arbeitnehmer eine Leistung/ ein Werk erbringt und als Gegenleistung vom Arbeitnehmer ein Gehalt bezieht (meist ist der Arbeitnehmer ebenso Pensions- und Sozialversichert), man sich somit auch dem Wettbewerb aussetzen muss, gibt es für Menschen mit Beeinträchtigung die Möglichkeit, in einem integrativen Betrieb angestellt zu werden oder Beschäftigung in einer Werkstätte (auch Beschäftigungstherapie genannt) zu finden. Es gibt jedoch auch Formen der Integration, die etwas anders aussehen. Etwa wird mancher Orts versucht zuerst eine freie Stelle zu finden und die Jugendlichen werden dann, nach dem „learning by doing“ Prinzip, angelernt. Ein Beispiel wäre hier die Jobfabrik, über die auch die Interviewpartner gefunden wurden. Die Jobfabrik ist ein Angebot der Volkshilfe Wien zur beruflichen Integration von Jugendlichen mit Beeinträchtigung. Sie lernen in den Bereichen Catering, Malerarbeiten, Möbelreparaturen und Bürodienstleistungen unter Anleitung eines Facharbeiters anhand von Kundenaufträgen zu arbeiten. Die Jobfabrik stellt somit eine „Übungsfirma“ dar.

dem Schuljahr 2001/2002 zur Verfügung (vgl. BMSG 2004, 58). Die Polytechnische Schule stellt eine alternative Möglichkeit dar, die als Integrationsklasse geführt wird (vgl. BMSG 2004, 49).

In drei Kooperationsfirmen stehen den Jugendlichen danach Trainingsplätze zur Verfügung. Zu diesen zählen Spar, McDonalds und Austria Trend Hotels. Sie erhalten eine Ausbildung in verschiedenen Aufgabenbereichen und werden danach zum Teil in andere Filialen weiter vermittelt. Während dieser Zeit stehen den Jugendlichen Integrationsbegleiter zur Seite, die sie bei ihrem Weg unterstützen. Die interviewten Jugendlichen waren bereits in einer der drei Firmen beschäftigt. Dadurch ist gewährleistet, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews bereits die ersten beiden Phasen des Berufswahlprozesses abgeschlossen haben.

Neben dieser Form der Integration werden nun weitere wichtige Möglichkeiten für Jugendliche mit Beeinträchtigung vorgestellt.

Integrative Betriebe – vormals „geschützte Werkstätten“ – sind Betriebe, die Beschäftigung für jene Menschen bieten, die aufgrund von Art und Schwere ihrer Beeinträchtigung nicht am ersten allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sein können. Im Gegensatz zur Beschäftigungstherapie (siehe unten) muss bei den betreffenden Personen jedoch eine wirtschaftlich verwertbare Mindestleistungsfähigkeit vorliegen. Die Integrativen Betriebe stellen quasi eine Zwischenstufe, zwischen dem allgemeinen Arbeitsmarkt und den Beschäftigungstherapien dar. Aufgebaut sind Integrative Betriebe in Form von Modulen:

- Modul Beschäftigung
- Modul Berufsvorbereitung
- Modul Dienstleistung

Im Modul Beschäftigung geht es darum, Arbeitsplätze für Menschen mit Beeinträchtigung bereitzustellen. Um Integrativen Betrieben zu ermöglichen, sich im freien Wettbewerb zu behaupten, werden jene Nachteile durch Förderungen ausgeglichen, die durch die Beschäftigung von Menschen mit Beeinträchtigung im Vergleich zu anderen Betrieben entsteht. Die Produkte und Dienstleistungen müssen jedoch dem Wettbewerb am Markt standhalten.

Das Modul Berufsvorbereitung hat zum Ziel, Menschen mit Beeinträchtigung für den allgemeinen Arbeitsmarkt zu qualifizieren. Durch vorhandenen Fachkräfte und spezielle

Ausstattung ist eine Qualifizierung nach den Bedürfnissen von Menschen mit Beeinträchtigung und somit eine hochwertige Qualifizierung möglich.

Das dritte Modul Dienstleistungen bietet jene Dienstleistungen anderen Betrieben und Einrichtungen an, die speziell im Zusammenhang mit der beruflichen Integration von Menschen mit Beeinträchtigung stehen. Das Know-How der Integrativen Betriebe wird hier genutzt.

Wer in einen Integrativen Betrieb aufgenommen wird, entscheidet ein Team, bestehend aus Vertretern des Landes (Behindertenhilfe), des AMS, der zuständigen Landesstelle des Bundessozialamtes (BSB) und der Geschäftsführung des Integrativen Betriebes. Ist die Aufnahme abgeschlossen werden die Beschäftigten nach kollektivvertraglichen Richtlinien entlohnt und sind pensions-, sozial- und krankenversichert. (vgl. BMASK 2004)

Beschäftigungstherapien sind für jene Menschen gedacht, die aufgrund ihrer Beeinträchtigung und der dadurch reduzierten Leistungsfähigkeit, die nicht den Anforderungen der Integrativen Betriebe genügt, nicht in den Arbeitsmarkt integriert werden können. Bei dieser Form von Integration geht es darum, die Betroffenen sozial zu integrieren und sie darüber hinaus in ihren Fähigkeiten zu fördern. Meist können die Klienten in Beschäftigungstherapien in unterschiedlichen Gruppen beispielsweise kochen, gärtnern, sich kreativ betätigen, u.ä. Diese Möglichkeiten sind in den jeweiligen Einrichtungen unterschiedlich. Die Beschäftigungstherapien werden von unterschiedlichen Trägern geführt, wie zum Beispiel Jugend am Werk, ÖHTB, Caritas, Wiener Sozialdienste, Lebenshilfe, um nur einige zu nennen.

Die Aufnahme erfolgt ähnlich wie bei den Integrativen Betrieben durch ein Sachverständigenteam. Dies besteht aus Ärzten, Psychologen, Sozialarbeitern und Berufsberatern. Zum Unterschied zu den Integrativen Betrieben erhalten die Menschen mit Beeinträchtigung hier keine Entlohnung. Sie bekommen lediglich ein Taschengeld, haben jedoch weiterhin Anspruch auf diverse finanzielle Unterstützungen wie Familienbeihilfe, etc. (vgl. BMSK 2007b, 29f)

Das Taschengeld, das ihnen zur Verfügung steht, liegt weit unter der Geringfügigkeitsgrenze²⁰ und auch die rechtliche Absicherung ist unzureichend. Ebenso sind die Klienten

²⁰ Die Geringfügigkeitsgrenze liegt für das Jahr 2009 bei 357, 74 Euro, für das Jahr 2010 wird sie bei 366, 33 Euro angesetzt sein (vgl. <http://www.wko.at/direkt/dt/werte.htm>)

einer Beschäftigungstherapie nicht eigenständig pensions-, sozial-, oder krankenversichert. Dies ist als durchaus problematisch anzusehen. (vgl. Lebenshilfe 2008, 3)

1.2.3 Unterstützungsangebote zur beruflichen Integration

Nachdem nun erläutert wurde, welche Möglichkeiten die Jugendlichen mit Beeinträchtigung zur beruflichen Integration in Österreich haben, wird im Folgenden nun dargestellt, welche Angebote von Maßnahmen zur Unterstützung und Begleitung ihnen zur Verfügung stehen. Diese Maßnahmen dienen der beruflichen Integration (in den ersten allgemeinen Arbeitsmarkt) und stellen zum Teil eine Unterstützung im Berufswahlprozess dar, der hier Gegenstand der Untersuchung ist. Für eine Integration in eine Beschäftigungstherapie sind diese Maßnahmen nicht vorgesehen. Es erscheint nötig diese Angebote kurz zu erläutern, da die Kenntnisse über die unterschiedlichen Möglichkeiten nach oder während der Phasen 1 und 2 im Berufswahlprozess unverzichtbar sind und meist nur durch die Inanspruchnahme einer oder mehrerer Angebote die Realisierung der beruflichen Ziele ermöglicht wird.

Die gegebenen Beispiele beziehen sich auf Wien. Das wesentlichste Instrument für die Berufswahl ist vermutlich das Clearing, das hier gleich zu Beginn erläutert wird. Jedoch überschneidet sich dieses Angebot beispielsweise mit jenem der Arbeitsassistenten. Es ist darauf hinzuweisen, dass die einzelnen Maßnahmen zwar konkrete (unterschiedliche) Schwerpunktsetzungen und Ziele haben, sich jedoch am Rande mit anderen Angeboten Überschneidungen ergeben.

Clearing

Clearing ist für Schüler mit Beeinträchtigung ab der 7. Schulstufe gedacht und strebt eine Klärung der gewünschten und realisierbaren beruflichen Ziele an. Es soll für die Jugendlichen ein Karriereplan erstellt werden. Weiters geht es darum, sie in anschließende Maßnahmen zu vermitteln, die ihren Fähigkeiten entsprechen, um eine (spätere) Integration in den ersten Arbeitsmarkt zu ermöglichen. (vgl. BMSG 2004, 21; BMASK 2009, 131; 171f)

Zu diesem Zweck arbeiten Clearing-Teams zum Teil mit Schulen zusammen. Clearing kann jedoch auch außerhalb der Schule von den Betroffenen selbst in Anspruch genommen werden. Meist besteht eine Altersgrenze, die bei 24 Jahren angesetzt ist.

Zu den Leistungen des Clearings gehören:

- die Erstellung eines Neigungs- und Eignungsprofils
- die Durchführung einer Stärken/Schwächen-Analyse
- das Feststellen bzw. Umreißen eines allfälligen Nachschulungsbedarfs
- das Aufzeigen von beruflichen Perspektiven auf der Grundlage des Neigungs- und Eignungsprofils
- darauf aufbauend die Erstellung eines Karriere-/Entwicklungsplans

(BMASK 2009, 172)

Angeboten wird das Clearing vom Faktor i, WIN (Wiener Integrations-Netzwerk), WienWork und weiteren unterschiedlichen Anbietern von Maßnahmen.

Die Klärung der gewünschten und realisierbaren²¹ beruflichen Ziele wird klar als Aufgabe des Clearings formuliert, und ist Phase 1 und 2 des Berufswahlprozesses zuzuordnen. Eben jenen beiden Phasen, die hier im Zentrum der wissenschaftlichen Betrachtung stehen.

Nachdem sich ein Jugendlicher mit Beeinträchtigung – eventuell mit Inanspruchnahme des Clearings – für eine Ausbildung oder einen Beruf entschieden hat, stehen weitere Unterstützungsangebote zur Verfügung, die von unterschiedlichen Trägern wie Jugend am Werk, Faktor i, WienWork, etc. angeboten werden. Sie sind wie das Clearing freiwillig und unentgeltlich und richtet sich an unterschiedliche Zielgruppen.

Integrative Berufsausbildung (IBA) und Berufsausbildungsassistenz

Die Integrative Berufsausbildung bietet die Möglichkeit einer Teilqualifizierung oder einer verlängerten Lehrzeit und stellt somit eine Fortsetzung der Integrativen Bemühungen der Bundesregierung dar. Nach einer schulischen Integration besteht durch die IBA die Möglichkeit einer auf die Bedürfnisse der Jugendlichen mit Beeinträchtigung Rücksicht nehmende Berufsausbildung. Dass eine Ausbildung für die Betroffenen von enormer Wichtigkeit ist, hält das BUNDESMINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT (2006, 1) in ihrem Endbericht der Evaluation des §8b des Berufsausbildungsgesetzes fest. Denn etwa

²¹ Diese Ergänzung zu den gewünschten beruflichen Zielen ist insofern wichtig, als dass Jugendliche mit Beeinträchtigung sehr oft Berufswünsche äußern, die aus unterschiedlichen Gründen nicht umsetzbar sind. Oft spielen Fehleinschätzungen der eigenen Fähigkeiten eine Rolle.

die Hälfte der Arbeitslosen besitzt maximal einen Pflichtschulabschluss und somit liegt die Notwendigkeit auf der Hand, das Risiko arbeitslos zu werden durch Bildungs- und Ausbildungsmaßnahmen zu verringern (vgl. BMWA 2006, 1).

Die Jugendlichen haben im Zuge einer IBA zum einen die Möglichkeit, die Ausbildungszeit um ein Jahr zu verlängern (in Ausnahmefällen kann auch eine Ausdehnung der Lehrzeit um zwei Jahre erfolgen) oder aber auch eine Teilqualifikation eines Berufes zu erlernen, d.h. sie werden lediglich in einzelnen Teilen des Berufsbildes ausgebildet. Die Ausbildung erfolgt entweder in einem Betrieb oder aber auch in Einrichtungen. Wien ist das einzige Bundesland, in dem der überwiegende Teil der Lehrlinge in Einrichtungen untergebracht werden. Ziel wäre es jedoch, den Jugendlichen eine Ausbildungsstelle in Betrieben zu verschaffen/ ermöglichen. Gründe für die Situation in Wien liegen vermutlich in der Besonderheit des Lehrstellenmarktes der Bundeshauptstadt. Nur wenige Betriebe sind in der Lehrlingsausbildung aktiv und somit kommen mehr als sechs Jugendliche auf eine Lehrstelle. (vgl. BMWA 2006, 1-5; 28f)

In Österreich absolvierten 2008 67,6% eine verlängerte Lehre, in Wien waren es sogar 82,69%²². Der Anteil der Jugendlichen, die eine IBA absolvieren, ist im Vergleich zu den Jahren davor angestiegen (vgl. BMWA 2006, 24). Gefördert wird die IBA vor allem durch das Bundessozialamt (fördert überwiegend die Betriebe), das AMS (fördert überwiegend Ausbildungseinrichtungen) und die Länder (vgl. BMWA 2006, 2). Laut Angaben des BMWA (2006, 2) wiesen 61% der Lehrlinge in der Schule Sonderpädagogischen Förderbedarf auf. Somit erweist sich die Eingrenzung, die bezüglich der Zielgruppe in der vorliegenden Arbeit getroffen wurde, als sinnvoll.

Die Voraussetzungen für eine Integrative Berufsausbildung beschreibt der Dachverband Berufliche Integration (DABEI) wie folgt:

- Bestätigung des AMS/BASB (Bestätigung zur Zielgruppenzugehörigkeit gem. §8b (4) BAG)
- Bestätigung des BASB (Durchführungsbestätigung gem. §8b (7) BAG)

²² Errechnet aus dem Datenmaterial der Lehrlingsstatistik 2008

(<http://wko.at/statistik/jahrbuch/Lehrling8.pdf>)

- Abklärung der beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten durch Clearing.

(<http://www.dabei-austria.at/index.php/seite/109> Download 1.12.2009)

Nimmt ein Jugendlicher nun das Angebot der Integrativen Berufsausbildung in Anspruch, ist die Begleitung und Unterstützung durch die Berufsausbildungsassistenz verpflichtend (vgl. BAS 2008). Die Berufsausbildungsassistenz – die es in Österreich seit 2003 gibt und kostenlos angeboten wird – ist für Jugendlichen mit Beeinträchtigung, die sich für eine Integrative Berufsausbildung entschieden haben, angelegt. Angeboten wird die Berufsausbildungsassistenz etwa von Jugend am Werk und WienWork. Zur Zielgruppe zählen jene Jugendliche, die

- am Ende der Pflichtschule sonderpädagogischen Förderbedarf hatten
- keinen oder einen negativen Hauptschulabschluss aufweisen
- eine Behinderung im Sinne des Behinderteneinstellungsgesetzes aufweisen oder,
- aus sonstigen Gründen keine Lehrstelle fanden, bzw. die das Arbeitsmarktservice nicht in ein Lehrverhältnis §1 vermitteln konnte

(BAS 2008; DABEI k.A.)

Weitere Aufgaben der Berufsausbildungsassistenz sind

- Unterstützung bei Lehr- und Ausbildungsvertragsabschlüssen
- Unterstützung bei Abwicklung der Förderansuchen für die Betriebe
- Regelmäßiger Kontakt zu Betrieb und Berufsschule
- Organisation von Lernhilfen und Job-Coaches
- Begleitung des/der Jugendlichen bis zum Ausbildungsabschluss

(DABEI k.A.)

Neben der Berufsausbildungsassistenz stehen den Jugendlichen bei der beruflichen Integration noch weitere Unterstützungsmaßnahmen zur Verfügung, die nun ebenso skizziert werden.

Arbeitsassistenz bzw. Jugendarbeitsassistenz

Die Aufgabe von Arbeitsassistenten besteht darin, Menschen mit Beeinträchtigung bei der Arbeitsplatzergreifung zu unterstützen, sowie ihnen bei Vorstellungsgesprächen und Schnupperpraktika zur Seite zu stehen. Ein weiteres Ziel ist die Erhaltung von gefährdeten Arbeitsplätzen und die Aufklärung und das Informieren von Betrieben bezüglich Fördermöglichkeiten, rechtlichen Belangen und dergleichen. Somit steht die Arbeitsassistenz nicht nur Menschen mit Beeinträchtigung sondern auch den Betrieben zur Verfügung. Die Arbeitsassistenz kann neben einer Berufsausbildungsassistenz in Anspruch genommen werden. In einigen Fällen wird die Berufsausbildungsassistenten die Aufgaben einer Arbeitsassistenten zusätzlich übernehmen (vgl. BMWA 2006, 40; 57)

Arbeitsassistenz wird sowohl vom BSB, als auch von diversen anderen großen und kleinen Anbietern – wie beispielsweise Jugend am Werk – angeboten und ist kostenlos. Das Angebot richtet sich generell an Menschen mit Beeinträchtigung. In einigen Bundesländern gibt es Einrichtungen, deren Leistungen sich beispielsweise speziell an hör- und sehbeeinträchtigte Menschen oder an Menschen mit psychischer Beeinträchtigung richten. (vgl. u.a. BMSG 2004; BMASK 2009; INSTITUT FÜR BILDUNG UND INNOVATION 2003)

Die Jugendarbeitsassistenz wurde im Zuge der Behindertenmilliarde ins Leben gerufen und richtet sich an die speziellen Bedürfnisse von Jugendlichen mit Beeinträchtigung.

Job-Coaching

Der Job-Coach ist eine Ergänzung zur Arbeitsassistenz. Job-Coaching kann in Anspruch genommen werden, wenn bereits ein Arbeits-, Ausbildungs- oder Praktikumsverhältnis besteht. Voraussetzungen sind weiters die Beendigung der Schulpflicht, sowie ein sozialpflichtiges Dienstverhältnis und die österreichische Staatsbürgerschaft. Ziel ist es das Arbeitsverhältnis auf Dauer zu sichern.

Zu den Aufgaben des Job-Coaches zählen:

- direkte Begleitung am Arbeitsplatz
- arbeitstechnische Qualifizierungsmaßnahmen
- Einschulungs- und Einarbeitungsaufgaben
- Hilfestellung bei Arbeitsanweisungen

- Training von Arbeitsschritten
- Arbeitsplatzadaptierung
- direkte Begleitung und Entwicklung von Qualifizierungsschritten im Betrieb
- funktionierende berufliche Integration, Konfliktmanagement
- Training des Weges von der Wohnstätte zum Arbeitsplatz
- Soziale Integration: Beratung hinsichtlich sozialer Kompetenz des Arbeitnehmers und Unterstützung im Umgang mit KollegInnen oder den ArbeitgeberInnen
- Beratung in Krisensituationen

(BMASK 2009a; FAKTOR I k.A.)

Angeboten wird das Job-Coaching wiederum von diversen Institutionen und Projekten wie beispielsweise der Jobfabrik der Volkshilfe, Faktor i, Jugend am Werk, etc. Es kann wie auch die Arbeitsassistenten neben der Berufsausbildungsassistenten eine zusätzliche Unterstützung darstellen.

1.3 Lernbeeinträchtigung

Wie eingangs bereits ausgeführt wurde, gilt es, sich im Zuge des Forschungsvorhabens vorwiegend mit der Zielgruppe der Jugendlichen mit einer Lernbeeinträchtigung zu beschäftigen. Den Begriff der Lernbeeinträchtigung adäquat abzugrenzen, erweist sich allerdings als problematisch. So führt BIEWER (2009, 54) beispielsweise aus, dass „die sonderpädagogische Kategorie der Lernbehinderung (...) vermutlich wie keine andere von den verschiedensten Positionen her kritisiert worden“ ist. Die wesentlichsten Aspekte des Begriffs, über die Uneinigkeit herrscht, gilt es aufzuzeigen.

1.3.1 Wissenschaftlicher Diskurs zu „Lernbeeinträchtigung“²³

Bei dem Versuch sensible Begriffe zu verwenden, die möglichst nicht an Defiziten festgemacht werden und somit diskriminierend sind, stößt die Wissenschaft immer wieder auf Schwierigkeiten. Dieser Tatsache sieht man sich auch gegenüber gestellt, betrachtet man den Begriff der Lernbeeinträchtigung bzw. Lernbehinderung näher. Dieser wurde ursprünglich ins Leben gerufen, um frühere Begriffe wie „Schwachbegabte“ oder „Hilfsschüler“, die diskriminierend wirken, abzulösen und einen neutraleren Begriff zur Hand zu haben (vgl. BIERMANN/GOETZE 2005, 195; SCHRÖDER 2005, 78). Verdecktes Ziel war es darüber hinaus, „Ressourcen für die betroffene Schülergruppe zu gewinnen, die anderen Behindertenzielgruppen gewährt wurden“ (BIERMANN/GOETZE 2005, 195). Denn „die Benennungen der Lernbehindertenpädagogik haben mit Tatbeständen und Erlebnissen des Nicht-Ereichens schulischer Erfolge zu tun; sie können also kaum positive Konnotationen haben, und daher sind sie, zumindest potentiell, negativ etikettierend und stigmatisierend“ (SCHRÖDER 2005, 73). Somit – wie die Alltagserfahrung zeigt – ist auch der Begriff „lernbehindert“ zu einem negativen sozialen Etikett geworden. Die Einordnung in das Behindertenspektrum blieb ebenfalls ohne die gewünschte Resonanz, denn Lernbehinderungen lassen sich schlecht in die gängige Systematik eingliedern“ (BIERMANN/GOETZE 2005, 196; SCHRÖDER 2005, 81). Auch SCHRÖDER (2005, 75) weist darauf hin, dass sich die Lernbehindertenpädagogik mit einer sehr heterogenen Gruppe von Menschen beschäftigt. Weiters muss darauf hingewiesen werden, dass der Begriff nicht allein über die Leistungen in der Schule definiert werden darf, denn so würde sich nach der beendeten Schulzeit erneut die Problematik der Begriffsdefinition ergeben.

Die Kritik an dem Begriff der „Lernbehinderung“ lässt sich hier vermutlich endlos weiterführen (vgl. u.a. HEIMLICH 2009; SCHRÖDER 2005, 78). Der Begriff soll jedoch zur ausreichenden Differenzierung der Zielgruppe der Untersuchung verwendet werden. Ausgangspunkt ist dabei die Argumentation, „dass zum Zwecke der Formulierung des Förderbedarfs – und dazu, ihn gegenüber der Bildungsorganisation einklagen zu können – die begriffliche Fassung der Lernbehinderung legitim und unabdingbar ist“ (SCHRÖDER 2005, 76). SCHRÖDER (2005) sieht die Definition „nicht bloß als verwerfliche Etikettie-

²³ Eine ausführliche und aktuelle Auseinandersetzung mit der Thematik des Begriffes und der damit einhergehenden wissenschaftlichen Diskussion nimmt HEIMLICH (2009) in „Lernschwierigkeiten“ vor.

nung an“.²⁴ Unter diesem Aspekt der Notwendigkeit sollen auch die weiteren Ausführungen zum Begriff der Lernbeeinträchtigung betrachtet und reflektiert werden.

1.3.2 Definitionsversuche

Ein Beispiel einer sehr weit gefassten Definition bieten ANTOR und BLEIDICK (2006, 146) in ihrem Handlexikon der Behindertenpädagogik:

„Lernbehindertenpädagogik lässt sich heute umschreiben als Theorie und Praxis der Erziehung und pädagogisch-rehabilitativen Hilfe in Fällen besonderer Lern- und Entwicklungsschwierigkeiten, bezogen auf alle Lebensalter.“

Die Autoren führen aus, dass durch diese offene Begriffsabsteckung eine bereichsspezifische Konkretisierung notwendig wird. Interessant für das hier angestrebte Forschungsvorhaben ist der Blickwinkel, der „übergroße Lernschwierigkeiten in systemische Sichtweise als Ausdruck beeinträchtigter einzelmenschlicher Entwicklung und gestörter sozialer Kommunikation erachtet, der eine Vielzahl von personinternen und –externen Bedingungen in interagierender Weise zu Grunde liegen“ (ANTOR/ BLEIDICK 2006, 146). Hier kommt gut zum Vorschein, dass es zu kurz gegriffen ist, sich nur auf personinterne Faktoren zu konzentrieren. Die Ausweitung auf personexterne Faktoren kann als Folge der Diskussion der letzten Jahrzehnte erachtet werden, in der es um die Ursachen für Lern- und Leistungsschwäche ging. Heutzutage werden die Ursachen nicht mehr nur einem einzigen Aspekt zugeschrieben, sondern mehreren verschiedenen. (vgl. ANTOR/BLEIDICK 2006, 148) Äußere Einflüsse – ein wesentlicher Aspekt dieser Arbeit sind die Eltern im Zusammenhang mit der Berufswahl – müssen jedenfalls mitgedacht werden.

Im Wörterbuch Heilpädagogik von BUNDSCHUH et al. (2007, 182) hingegen, wird prinzipiell von Lernschwierigkeiten²⁵ – und nicht von Lernbeeinträchtigung – gesprochen. Hier wird das Erscheinungsbild nach emotionalen, sozialen, kognitiven, sensomotorischen

²⁴ Gestärkt wird SCHRÖDERS (2005) Ansicht beispielsweise durch die Situation in Italien, wo es keine Begriffsbildung für Lernbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche gibt und die Förderansprüche somit schwer einzulösen sind.

²⁵ Auch das neu erschienene Buch von HEIMLICH (2009) wird mit „Lernschwierigkeiten“ betitelt.

Aspekten unterteilt und charakterisiert. Weiters werden davon noch Ebenen von Ursachen in Anlehnung an BRONFENBRENNER genannt, die in der Kind-Umwelt-Interaktion zu suchen sind. Diese Unterteilung ist jedoch zu detailliert für das hier vorliegende Anliegen, da der Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung allgemein und die Einflüsse auf diesen Prozess im Mittelpunkt stehen sollen. Es würde vermutlich nicht zielführend sein, die Personengruppe zu sehr einzuschränken.

Auch KANTER (1977, 106), der viel zitiert wird, bietet eine sehr detaillierte Definition, die hilft, den Kreis der Personen bezeichnen zu können, ohne allzu sehr einzuschränken:

„Als lernbehindert i. e. S. werden Personen bezeichnet, die schwerwiegend, umfänglich und langandauernd in ihrem Lernen beeinträchtigt sind und dadurch deutlich normabweichende Leistungs- und Verhaltensformen aufweisen. Neben Lernbehinderung i. e. S. als der schwereren Form von Lernbeeinträchtigung besteht ein breiter Bereich von weniger gravierenden Formen, oft Lernstörungen genannt. Hier handelt es sich um Beeinträchtigungen partieller, temporärer oder reaktiver Art. Die Übergänge zwischen den Formen der Lernbeeinträchtigung sind fließend.“

KANTER (1977, 106) unterscheidet also den Schweregrad der Störung und stützt sich in seiner Definition darauf. Lernbeeinträchtigung fasst somit Lernbehinderung und Lernstörung zusammen, wobei erstere schwerer und langandauernder ist und zweitere lediglich weniger gravierend. Für das hier vorliegende Forschungsvorhaben soll die Definition KANTERS (1977) herangezogen werden. Die zuvor erwähnte Definition von ANTOR und BLEIDICK (2006, 146) soll ergänzend zum besseren Verständnis dienen, da sie kurz und prägnant die Zielgruppe absteckt. Weiters hebt diese Abgrenzung nochmals klar die Tatsache hervor, dass es wichtig ist, alle Lebensalter mit einzubeziehen und berücksichtigt neben dem Lernen die Entwicklung der Zielgruppe. KANTERS (1977) Definition geht von einer Beeinträchtigung im Lernen aus und sieht daraus resultierend normabweichende Leistungs- und Verhaltensformen.

Wesentlich ist hingegen, dass beide Definitionen Lernbeeinträchtigung nicht an der Schule festmachen und somit die berufliche Integration mit eingeschlossen werden kann. Da sich Personen, die sich inmitten der Berufswahl befinden, nicht unbedingt in einer Position befinden müssen, in der es um Erziehung geht, erscheint die Erweiterung um die „pädagogisch-rehabilitative Hilfe“, die ANTOR und BLEIDICK (2006, 146) ansprechen, ebenso sehr passend.

1.3.3 Internationale Klassifikationen

Zum einen ist hier das Modell der OECD zu nennen, das das Ziel verfolgt, unterschiedliche Begriffe für Kinder mit „special educational needs“ in verschiedenen Ländern vergleichbar machen zu können. Zum anderen gibt es die „International Classification of Impairment, Disability and Handicap“ (ICIDH) bzw. die aktuellere „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF) der Weltgesundheitsorganisation (WHO), das zur Beschreibung von Beeinträchtigungen als Folge von Schädigung dienen soll. (vgl. BIEWER 2009, 59ff)

Der Versuch der OECD, einen Vergleich zu erzielen, muss aber laut BIEWER (2009, 59) kritisch betrachtet werden, da die einzelnen Länder zuerst die Daten nach ihren Kategorien erheben und diese Daten danach den internationalen Kategorien zugeordnet werden. Dies führt zu einer Verzerrung der tatsächlichen Verteilung der unterschiedlichen Beeinträchtigungen. Die Kategorien, die die OECD veranschlagt sind mit A, B und C betitelt. Zur Kategorie A zählen Behinderungen („disabilities“), die vorwiegend organisch verursacht sind, wie sensorische, motorische oder neurologische Defekte. Die Kategorie B fasst Lernschwierigkeiten („learning difficulties“) zusammen und meint Schüler mit emotionalen und Verhaltensstörungen oder speziellen Lernstörungen. Jene Benachteiligungen („disadvantages“), die aufgrund von sozio-ökonomischen, kulturellen oder sprachlichen Gegebenheiten entstehen, zählen zur Kategorie C. (vgl. BIEWER 2009, 60)

Die Klassifikation der OECD bezieht sich in der Kategorie B sehr stark auf den Begriff der Schüler und den aufgrund unterschiedlicher Ursachen notwendig gewordenen Bildungs- und Erziehungsbedarf. Es sei darauf hingewiesen, dass in der hier angestrebten Untersuchung jedoch Jugendliche mit Beeinträchtigung angesprochen sind, die sich im Berufswahlprozess ganz generell befinden. Dies kann sowohl noch in der Schule zum Beispiel in einem Berufsorientierungsjahr der Fall sein, jedoch ist es ebenso möglich, dass die Jugendlichen nach ihrer schulischen Laufbahn bei einer außerschulischen Organisation bzw. einem Projekt (z.B. Jobfabrik, Jugend am Werk, WienWork, Projekt Faktor i) Unterstützung für den Berufswahlprozess suchen und somit nicht mehr zur Gruppe der „Schüler“ zählen.

Das Modell der WHO von 1980 ist als Ergänzung der früheren ICD zu verstehen. Die ICIDH, die wie die ICF als bio-psycho-soziales Modell zu verstehen ist, beschreibt Behinderung als Krankheitsfolge und ist Teil der Familie der medizinischen Klassifikationen. Unterschieden wird zwischen den drei Dimensionen „impairment“, „disability“ und „handicap“. (vgl. BIEWER 2009, 61; SCHUNTERMANN 2009, 29) Mit der Übersetzung gab es einige Schwierigkeiten. So weist BIEWER (2009, 62) darauf hin, dass die wohl offizielle Übersetzung der Begriffe in der Veröffentlichung von MATHESIUS („impairment“ als „Schädigung“, „disability“ als „Fähigkeitsstörung“ und „handicap“ als „Beeinträchtigung“) wohl von Medizinern vorgenommen wurde, da beispielsweise der Begriff Beeinträchtigung in der Terminologie der Heilpädagogik – wie auch in dieser Arbeit – unterschiedlich gebräuchlich ist. Aufgrund mehrerer Kritikpunkte wurde über lange Zeit eine neue Fassung erarbeitet und erprobt. Deren Endfassung wurde schlussendlich im Mai 2001 von der Generalversammlung der WHO angenommen. (vgl. BIEWER 2009, 61f)

Die neue Klassifikation – zuvor ICIDH-2 – wird ICF genannt und steht für „International Classification of Functioning, Disability and Health“. Die ICF löste somit die ICIDH ab und lässt bereits aufgrund ihrer Bezeichnung erkennen, dass ein Kernstück nicht mehr nur die Krankheit ist, sondern darüber hinaus auch Komponenten von Gesundheit eine wichtige Rolle spielen. (vgl. BIEWER 2009, 63) Der Ursprung der ICF liegt im Fachbereich der Medizin, jedoch möchte sie eine „mit ihrer Systematik eine gemeinsame Terminologie für die verschiedenen Fachgebiete bereit stellen“ (BIEWER 2009, 63).

In der ICF wird versucht der Komplexität der Materie gerecht zu werden und es sind von nun an auch soziale Folgen mit einbezogen. (vgl. SPECK 2008, 197) Auch die Dimensionen wurden somit konsequenterweise neu gestaltet. Fortan wird unterschieden zwischen

- Körperfunktionen und -strukturen
- Aktivität und Partizipation (Teilhabe)

Darüber hinaus werden Umweltfaktoren und personenbezogene Faktoren angeführt, die mit den beiden oben genannten Punkten in Wechselwirkung stehen (vgl. WHO 1999, 7; DIMDI 2005, 9). Sie werden als Kontextfaktoren bezeichnet. Wichtig zu erwähnen ist, dass die Umweltfaktoren in der ICF klassifiziert sind, nicht jedoch die personenbezogenen Faktoren. Zu den Umweltfaktoren zählen materielle, soziale und einstellungsbezogene Aspekte (vgl. SCHUNTERMANN 2009, 23). Bei den personenbezogenen Faktoren han-

delt es sich um jene Gegebenheiten eines Individuums, „die nicht Teil ihres Gesundheitsproblems oder –zustands sind“ (SCHUNTERMANN 2009, 23).

Die Ebene Aktivität und Teilhabe, sowie die umwelt- und personenbezogenen Faktoren sind somit hinzugetreten und stellen eine Veränderung weg von der ausschließlich Defizit- und Krankheitsorientierung hin zu einer Orientierung an Gesundheitsmerkmalen und Teilhabe dar. Und eben diese Merkmale gilt es zu klassifizieren. (vgl. BIEWER 2009, 63f; DIMDI 2005, 5; SCHUNTERMANN 2009, 20)

In der ICF wird Behinderung sogar im „speziellen Behinderungsbegriff“ sehr allgemein gefasst und nach SCHUNTERMANN (2009, 34) definiert als „Ergebnis der negativen Wechselwirkungen zwischen einer Person mit einem Gesundheitsproblem (ICD) und ihren Kontextfaktoren auf ihre funktionale Gesundheit.“ Behinderung stellt somit „jede Beeinträchtigung der funktionalen Gesundheit dar“ (SCHUNTERMANN 2009, 34). Die Klassifikationen der WHO sind ihrer Struktur nach so aufgebaut, dass sich eine Lernbeeinträchtigung demnach aus den verschiedenen Komponenten zusammensetzt. Je nachdem, wie stark eine Beeinträchtigung ausgeprägt ist, sind auch die Komponenten ausgeprägt.

Da nun erläutert wurde, wer die Zielgruppe darstellt und welche Möglichkeiten zur beruflichen Integration den Jugendlichen generell zur Verfügung stehen, widmet nun das folgende Kapitel der Berufswahl und ihren Theorien.

2 Die verschiedenen Facetten der Berufswahl

Die Berufswahl – bzw. besser gesagt der Berufswahlprozess – beginnt in der Regel am Ende der Schulzeit konkreter zu werden und ist mit der Entscheidung für eine Ausbildung oder einen bestimmten Beruf meist (zumindest vorerst) abgeschlossen. Die Frage, was ein Jugendlicher nach der Schule beruflich machen möchte, ist größtenteils eine sehr wichtige und auch schwierige. Darüber hinaus befinden sich die Jugendlichen zudem in dieser Zeit auch in einer schwierigen Entwicklungsphase. So stehen den Jugendlichen neben körperlichen Veränderungen auch verschiedene Entwicklungsaufgaben²⁶ und möglicherweise kritische Lebensereignisse²⁷ – wie diese in der Entwicklungspsychologie genannt werden – bevor.

BEINKE (2006, 14) beschreibt den Berufswahlprozess beispielsweise als „Teilprozeß der beruflichen Sozialisation“. Diese Bezeichnung lässt bereits erahnen, wie komplex dieser Prozess bzw. diese Phase im Leben der Jugendlichen ist. BEINKE (2006) weist darüber hinaus auch darauf hin, dass es jedoch zu kurz wäre, die Berufswahl nur als berufliche Sozialisation zu bezeichnen. Denn die Jugendlichen knüpfen neue Kontakte in Schule, Familie und Peer-Groups, die als Informationsmöglichkeiten genutzt werden können und eine große Bedeutung für die Berufswahl haben können (vgl. BEINKE 2006, 14). Die Bedeutung, die hier unter anderem der Familie zugeschrieben wird, gilt es in dieser Arbeit bezogen auf die Eltern näher aufzuzeigen.

Die Berufswahl wird als Prozess bezeichnet, da es sich hierbei – wie HERZOG et al. (2006, 12) schreiben – um „keine Entscheidung von lediglich punktueller Bedeutung [handelt], vielmehr hat sie mittel- und langfristige Konsequenzen, die jedoch oft nur vage abgeschätzt werden können.“ Aufgrund dieser Tatsache erscheint auch das nahe soziale Um-

²⁶ „Entwicklungsaufgaben sind Anforderungen, mit denen Menschen in einer bestimmten Lebensphase typischerweise konfrontiert sind. (...) Sie resultieren aus biologischen Veränderungen, gesellschaftlichen Anforderungen und subjektiven Zielsetzungen.“ (ROLLETT et al. 2006, 78)

²⁷ Kritische Lebensereignisse sind Ereignisse, die das Leben einer Person massiv verändern und für die sie keine bekannten und routinierten Bewältigungsstrategien verfügt. (vgl. ROLLETT et al. 2006)

feld besonders interessant, da dieses über Jahre hinweg Anteil am Leben der Jugendlichen hat.

Bevor nun einzelne Berufswahltheorien vorgestellt werden, soll noch der Begriff des Übergangs erläutert werden, wie er in der Literatur (über berufliche Integration) verwendet wird. Zu unterscheiden sind grundsätzlich zwei Übergänge: Der Übergang an der **ersten** und jener an der **zweiten Schwelle**.

Die erste Schwelle bezeichnet den Übergang von der Schule in eine Berufsausbildung. Den Übergang von Berufsausbildung ins Erwerbsleben stellt die zweite Schwelle dar. (vgl. u.a. HERZOG et al. 2006, 25; GINNOLD 2008, 65; STEIN 2009, 23; PINETZ 2007, 37) Die Berufswahl wird sich über beide Übergänge erstrecken, da nach einer Entscheidung für eine Berufsausbildung diese nochmals überdacht und möglicherweise auch geändert wird. Bezogen auf die Übergänge, die Menschen in ihren Lebensläufen durchleben schreibt GINNOLD (2008, 164), dass Übergänge umkehrbar sind und nicht mehr als linear betrachtet werden können. Für die angesprochenen Schwellen und die Berufswahl heißt dies, dass beispielsweise eine Entscheidung für eine Berufsausbildung nochmals geändert werden kann. Wie dies im Einzelfall umzusetzen ist, stellt vermutlich eine weitere Hürde in diesem Prozess dar und es gilt sicherlich, die Berufswahl überlegt zu treffen, um weiteren Problemen aus dem Weg zu gehen.

Bezüglich des „Zwei-Schwellen-Modells“ soll noch darauf hingewiesen werden, dass es in der neuesten wissenschaftlichen Diskussion Kritik erfährt. Denn es wird ganz grundsätzlich angezweifelt, dass Jugendliche mit Beeinträchtigung lediglich zwei Schwellen im Jugendalter zu durchlaufen haben. Das Modell der zwei Schwellen geht von „normalen“ – also typischen – Berufsbiographien aus und ist somit von Grund auf in Frage zu stellen. (vgl. STEIN 2009, 23; EBERT 2009, 198; PINETZ 2007, 37)

Weiters wichtig ist, dass die Berufswahltheorien, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt wurden, nebeneinander stehen und nicht miteinander abgesprochen sind (vgl. HERSHENSON, 2005, 150). Einige bauen zwar auf einer anderen auf, jedoch stützt sich jede Theorie auf einen der Kernaspekte wie beispielsweise Entwicklung. HERZOG et al. (2006) versuchen die einzelnen Theorien miteinander zu verknüpfen und somit eine ganzheitliche Berufswahltheorie auszumachen. Dieser Aspekt war auch grundlegend für die Auswahl eben dieses Ansatzes.

Dass die Berufswahltheorien Jugendliche mit Beeinträchtigung nicht mit einschließen, kritisieren etwa BEVERIDGE et al. (2002, 195). Sie zweifeln jedoch auch daran, dass eine generell gültige Theorie für Menschen mit Beeinträchtigung generiert werden kann, da die Zielgruppe aufgrund ihrer Heterogenität zu verschieden ist. Sie meinen sogar, dass es weder nötig noch möglich wäre, eine eigene Theorie für Jugendliche mit Beeinträchtigung zu generieren. Sie versuchen jedoch verschiedene Alternativen für das Bewältigen und die Beratung in der Phase des Berufswahlprozesses zu finden und unterteilen dazu den Prozess in sechs Stadien²⁸. Diese nennen sie **Im**agining, **iN**forming, **Cho**osing, **Ob**taining, **M**aintaining und **Ex**iting woraus sich infolge auch der Name des Modells – „INCOME“ – ergibt. (vgl. BEVERIDGE et al. 2002, 195) Wie HERZOG et al. (2006) sind auch BEVERIDGE et al. (2002, 196) der Meinung, dass die Stadien wiederholt werden können, jedoch halten sie es auch für möglich, dass einzelne Stadien ausgelassen werden können bzw. man sich in mehr als einem Stadium gleichzeitig befinden kann. Im Kapitel 2.2 wird das Phasenmodell von HERZOG et al. (2006) mit den Ausführungen zu den Phasen von BEVERIDGE et al. (2002) verknüpft und ergänzt.

Ebenso auf die klassischen Berufswahltheorien stützen sich LINDSTROM et al. (2002). Sie generieren nach sechs Fallstudien von Mädchen mit Lernbeeinträchtigung drei Phasen des Berufswahlprozesses. Jedoch räumen sie ein, dass vor Phasen, die sie veranschlagen, bereits ein langer Entwicklungsprozess erfolgt und vermutlich auch danach noch stattfindet. Somit beziehen sich ihre Phasen wohl lediglich auf einen „Kernbereich“ der Berufswahl. Die drei von ihnen veranschlagten Phasen nennen LINDSTROM et al. (2002, 67; 72-76) „unsettled, exploratory and focused Phases of career development“. Ihre Theorie geht davon aus, dass die drei Phasen entlang von zwei Dimensionen variieren. Sie variieren entlang der Stabilität und Deutlichkeit des Beschäftigungsverhältnisses und entlang dem Berufsziel. Dies bedeutet jedoch auch, dass ihr Modell erst beginnt, wenn bereits Ausbildungs- oder Beschäftigungsverhältnisse bestehen und somit, wie bereits erwähnt, nur einen „Kernbereich“ berücksichtigt. Auch wenn dieses Modell somit erst nach den ersten beiden Phasen des Berufswahlprozesses nach HERZOG et al. (2006) startet, erschien es

²⁸BEVERIDGE et al. (2002, 196) nennen sie im Originaltext „statuses“, da ihnen wichtig ist, dass die einzelnen Stadien nicht notwendigerweise nacheinander durchlaufen werden müssen. „Stages“ wäre für sie daher eine wenig geeignete Bezeichnung. Im deutschen bot sich eine Übersetzung mit Stadien an, um ein flüssiges Lesen zu ermöglichen.

wichtig, es im Zuge der theoretischen Ausführungen anzuführen, da es eines der wenigen Modelle ist, das sich im Speziellen mit der Berufswahl von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung auseinandersetzt.

Da sowohl BEVERIDGE et al. (2002) als auch LINDSTROM et al. (2002) ihr Modell auf die bereits existierenden Berufswahltheorien der letzten Jahrzehnte stützen, trägt wohl die Kenntnis dieser zum grundlegenden Verständnis bei.

2.1 Berufswahltheorien

Um die Berufswahl nun näher zu erläutern, soll auf einige verschiedene Berufswahltheorien eingegangen werden. Die Darstellung erfolgt in Anlehnung an die Ausführungen des schweizer Psychologen, Pädagogen, Soziologen und Philosophen HERZOG und seiner Kollegen. (2006, 14-27). Sie fassen auf Grundlage bereits existierender Berufswahltheorien wesentliche Aspekte zu einem Gesamtmodell – oder auch integratives Modell genannt – zusammen. Dieses Modell wurde von HERZOG et al. (2006) angesichts einer Untersuchung konzipiert, die an Schülern (ohne Beeinträchtigung) aus insgesamt 91 Schulklassen in der Schweiz durchgeführt wurde (vgl. HERZOG et al. 2006, 56). Es handelte sich um eine vergleichende Längsschnittstudie, die über einen Zeitraum von einem Jahr an Abgängern vom 9. Schuljahr, 10. Schuljahr, von Diplomschulen, Gymnasien und Lehrerseminaren in verschiedene Anschlusslösungen begleitete (vgl. HERZOG et al. 2006, 5). Erhoben wurde mittels eines standardisierten Fragebogens, der aber je nach Erhebungszeitpunkt und Schultyp bzw. Anschlussmöglichkeit unterschiedlich sein musste (vgl. HERZOG et al. 2006, 58). Der Fragebogen und dessen Inhalte wurden, da sich die Probanden in bestimmten Phasen des 6 Phasen Modells befanden, bei jeder Erhebung an die jeweilige Phase angepasst. Die Erhebungen fanden zu drei Zeitpunkten statt. Die Fragebögen enthielten jeweils einen allgemeinen Teil mit Fragen „zu unspezifischen und berufsbezogenen Ressourcen und Belastungen sowie zu Informationsstrategien, die für die Berufswahlentscheidung eingesetzt wurden“ (HERZOG et al. 2006, 59). Der spezifische Teil bezog sich danach auf die jeweiligen Schultypen und verlangten den Probanden eine Einschätzung ihres Entscheidungsstandes ab (vgl. HERZOG et al. 2006, 60).

Bevor nun das integrative Modell dargestellt wird, ist es jedoch notwendig, die vorausgehenden grundlegenden Theorien darzustellen. Unterschieden wird von HERZOG et al. (2006, 14) grundsätzlich zwischen den folgenden Ansätzen: Differenzialpsychologische und typologische Perspektive, entwicklungspsychologische Perspektive, transitionstheoretische und ökopyschologische Perspektive, lernpsychologische Perspektive, sozialisationstheoretische Perspektive und entscheidungstheoretische Perspektive. Abschließend erfolgt ein Gesamtüberblick über die im Vorhinein ausgeführten Ansätze, ebenfalls in Anlehnung an HERZOG et al. (2006, 24). Anschließend an die Gesamtperspektive wird darauf aufbauend das der Forschungsfrage zugrunde gelegte Phasenmodell vorgestellt.

2.1.1 Differenzialpsychologische und typologische Perspektive

Bei der Berufswahl geht es sehr vereinfacht gesagt um die Passung zwischen persönlichen Eigenschaften und Merkmalen von Berufen. Man analysiert also die unterschiedlichen Fähigkeiten, Eigenschaften und Interessen der Individuen und versucht anschließend einen adäquaten Beruf zu finden. Insofern wird auch von der Trait-and-Factor-Theorie gesprochen. (vgl. HERZOG et al. 2006, 14)

Vor der Trait-and-Factor Theorie wird jedoch die differentialpsychologische Sicht erläutert, die den Ursprung in der traditionellen Berufseignungspsychologie hat. Ihre Grundform basiert auf folgenden Annahmen:

- Jeder Mensch ist besonders für *einen* Beruf geeignet
- Jeder in einem Beruf Tätige ist durch berufsspezifische Fähigkeits- und Persönlichkeitsschwerpunkte gekennzeichnet
- Berufserfolg und –zufriedenheit werden durch den Grad der Übereinstimmung zwischen Person und Beruf bestimmt
- Die Berufswahl ist ein einmaliges auf einen Zeitpunkt beschränktes Ereignis
- Berufswahl ist ein bewusster, rationaler Problemlösungs- und Entscheidungsprozess

(vgl. SEIFERT 1977, 176) .

Die Auflistung lässt bereits erkennen, dass hier wesentliche Aspekte noch nicht berücksichtigt werden. Insbesondere im Bezug auf Jugendliche mit Beeinträchtigung ist festzustellen, dass diese Konzeption impliziert, dass der jeweilige Jugendliche in der Lage sein

muss, berufsrelevante Fähigkeiten, Eigenschaften, Interessen und auch Schwächen zu kennen und diese klar artikulieren kann. Die Berufswahl erfolgt allerdings – wie bereits oben ausgeführt – in einer Entwicklungsphase, in der sich Jugendliche ebenso diversen anderen Herausforderungen (Entwicklungsaufgaben, kritische Lebensereignisse) gegenübergestellt sehen. Wie HERZOG et al. (2006, 47f) schreiben, können sich kumulierende Entwicklungsaufgaben - wie das Ablösen von den Eltern, Finden einer sexuellen Identität, Aufbauen einer politischen Haltung, Finden einer neuen Basis für Peer-Beziehungen – belastend auf die Berufswahl auswirken. Ebenso unberücksichtigt bleibt in der differentialpsychologischen Perspektive der Prozess-Charakter der Berufswahl.

Die Trait-and-Factor Theorie lockert einige der oben aufgelisteten Annahmen auf und geht somit beispielweise fortan davon aus, dass eine Person für *einige* Berufe geeignet sein kann. Auch die weiterentwickelte Form der differentialpsychologischen Perspektive hält an den Grundzügen – wie Passung der persönlichen Eigenschaft und Beruf – weiterhin fest. (vgl. SEIFERT 1977, 177) Bei Abweichungen bei dem Versuch einer Passung werden ganz generell soziale und ökonomische Faktoren verantwortlich gemacht.

HERZOG et al. (2006, 15) weisen darauf hin, dass die differenzialpsychologische Perspektive in Folge von HOLLAND zu einer typologischen Berufswahltheorie weiterentwickelt wurde. HOLLAND systematisiert den differenzialpsychologischen Ansatz, indem er ideale Typen ausmacht und diese sowohl auf Seite des Individuums als auch auf Seite der Umwelt sieht. Er postuliert insgesamt sechs **Persönlichkeitstypen (1)** (der realistische, intellektuelle, soziale, konventionelle, unternehmende und der künstlerische Typ), die er als Orientierungsrichtungen sieht. (vgl. SEIFERT, 1977, 209) So sind beispielsweise realistische Typen „ „männlich“, aktiv, aggressiv; sie sind an physischer Aktivität interessiert und motorisch befähigt; sie bevorzugen konkrete Gegebenheiten gegenüber abstrakten Problemen; (...)“ (SEIFERT 1977, 209). Neben den sechs Persönlichkeitstypen gibt es auch sechs Arten von **Umwelten (3)**, die Holland gleich wie die Persönlichkeitstypen einteilt. Menschen suchen sich berufliche Umwelten, in denen sie ihre **Eigenschaften und Fähigkeiten (2)** einsetzen können und es entstehen drei **Person-Umwelt-Beziehungen (4)**. (vgl. SEIFERT 1977, 110f) Aufgrund dieser vier Grundannahmen können dann etwa Stabilität bei der Berufswahl, Zufriedenheit und Leistung vorhergesagt werden. Empirische Untersuchungen zur Überprüfung der unterschiedlichen Typen stützen überwiegend die Ausführungen Hollands. (vgl. SEIFERT 1977, 212)

Es muss jedoch trotz alledem festgehalten werden, dass beide Ansätze zwar grundlegend sind, jedoch nicht ausreichen, den Berufswahlprozess in seiner Gesamtheit darzustellen. „Ein Defizit stellt insbesondere die fehlende Prozessanalyse dar“ (HERZOG et al. 2006, 15). Denn es wird nicht darauf eingegangen, wie es zur Passung von Individuum und Beruf kommt. (vgl. HERZOG et al. 2006, 15) Eine weitere Kritik führt SEIFERT (1977, 215) an: „Am wichtigsten erscheint dabei erstens, daß diese Konzeption von der weitgehend ausgeformten, differenzierten und gefestigten Persönlichkeit ausgeht, und zweitens, dass der Einfluß sozialer und ökonomischer Faktoren auf die Berufsfindung nahezu gänzlich außer Betracht bleibt.“ Gerade diese Einflüsse werden jedoch in der vorliegenden Arbeit als wesentlich erachtet, da die Eltern zu den sozialen Einflüssen gezählt werden können. Die Gesamtperspektive von HERZOG et al. (2006) (vgl. Kapitel 2.1.7) versucht diese Defizite durch andere Theorien auszugleichen.

2.1.2 Entwicklungspsychologische Perspektive

So wenig der differentialpsychologische und typologische Ansatz die Berufswahl als Prozess thematisiert, so sehr kommt dieser Aspekt nun in der entwicklungspsychologischen Perspektive zum Ausdruck. Dieser spricht davon, dass die Vorbereitungsphase der späteren Berufswahl bereits in der frühen Kindheit durch Rollenspiele und in Form von Traumberufen seinen Anfang findet. Der Berufswahlprozess stellt somit einen Entwicklungsprozess dar. (vgl. u.a.: HERZOG et al. 2006, 16; SEIFERT 1977, 180) Im Zusammenhang mit dem entwicklungspsychologischen Ansatz dürfen GINZBERG, der als Erster entwicklungspsychologische Aspekte in die Berufswahltheorien einbrachte und SUPER, der Teile des Ansatzes von GINZBERG modifizierte, nicht fehlen. Ihre Ausführungen werden nun erläutert.

2.1.2.1 Ginzberg

Eli GINZBERG und seine Kollegen waren die ersten, die zu Beginn der 1950iger Jahre entwicklungspsychologische Aspekte in die Berufswahltheorie integrierten. Sie nennen drei Grundelemente:

- „Die Berufswahl ist ein *Entwicklungsprozeß*, der im allgemeinen etwa 10 Jahre umfaßt.
- Dieser Prozeß ist weitgehend *irreversibel*: Einmal getroffene berufliche Entscheidungen können wegen der damit verbundenen zeitlichen, materiellen und psychischen Kosten sowie wegen ihrer Folgewirkungen im allgemeinen nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Außerdem bedingen die früheren Entscheidungen die späteren und schränken dadurch den Entscheidungsspielraum ein.
- Der Prozeß der Berufswahl endet stets mit einem *Kompromiß* zwischen inneren und äußeren Faktoren.“

(SEIFERT 1977, 181)

GINZBERG et al. führten zur Überprüfung der Grundannahmen eine Untersuchung an Jugendlichen durch. Die entwicklungspsychologische Phasengliederung des Wahl- und Entscheidungsprozesses basierte auf diesen Ergebnissen. Es wurden drei Perioden unterschieden: die *Phantasiewahl*, die *tentative Periode* und die *Periode der realistischen Berufswünsche*, die wiederum in drei Stadien unterteilt wird. An Kritik an GINZBERG et al. wird nicht gespart. So wurden Teile seiner Grundelemente bereits zuvor von anderen Autoren beschrieben, die *Berufswahl* wird in den unterschiedlichen Phasen unterschiedlich verstanden (bewusste Wahl – Anpassung), die Phasen und ihre Subphasen werden nicht hinreichend empirisch bestätigt und ähnliches. Trotz alledem ist der Theorie von GINZBERG et al. ihre Bedeutung für die Erforschung des Berufswahlprozesses nicht abzuspüren. (vgl. SEIFERT 1977, 182)

2.1.2.2 Super

Donald E. SUPER versucht in seiner These, deren ersten Grundzüge bereits 1952 von ihm formuliert wurden, sowohl differentialpsychologische als auch entwicklungspsychologische Ansätze zu vereinen. Dies wird unter anderem in seinen zehn Thesen zur Theorie der beruflichen Entwicklung sichtbar. Die ersten drei Thesen, die sich auf differentialpsychologische Aspekte stützen, gehen davon aus, dass es zum einen Fähigkeiten und Interessen auf Seiten der Person gibt, die ihn für mehrere Berufe geeignet erscheinen lassen und zum anderen von Seiten der Berufe gewisse Charakteristika bzw. Anforderungen an Personen gäbe. (vgl. SEIFERT 1977, 183f) Wichtig hierbei ist, dass SUPER beiden Seiten eine „gewisse Toleranzbreite [zuschreibt], so dass jedes Individuum für eine Reihe von Berufen geeignet und jeder Beruf für eine gewisse Vielfalt von Personen zugänglich ist.“ (SUPER 1953, 189f zit. nach SEIFERT 1977, 183)

Die weiteren sieben Thesen widmen sich den entwicklungspsychologischen Perspektiven und ihrer praktischen Anwendung. Es kommen hier nun beispielsweise Aspekte wie der Prozesscharakter der Berufswahl, die Dauer über mehrere Lebensstadien oder der Aspekt der beruflichen Weiterentwicklung zum Ausdruck. SUPER baut auch auf der Theorie von GINZBERG et al. auf, da sich etwa die Phantasiewahl und die tentative und realistische Phase der Berufswahl wiederfinden. Im Gegensatz zu GINZBERG hebt – wie bereits oben angemerkt – SUPER den Prozesscharakter noch stärker hervor. Er macht den Prozess der Berufswahl und der gesamten beruflichen Entwicklung zu Aspekten der personalen Entwicklung. (vgl. SEIFERT 1977, 184f) Ein weiterer neuer Denkansatz bei SUPER ist das berufliche Selbstkonzept. Es ist das „Produkt von Interaktion zwischen individuellen und soziokulturellen Faktoren“ (SEIFERT 1977, 185). Bei GINZBERG wurden die Wechselwirkungsvorgänge als Kompromiss bezeichnet, SUPER hingegen nennt dies Synthese, da der Kompromissbegriff für ihn hier voraussetzt, dass zuvor kein Sozialisationsprozess stattgefunden hat, der berufliche Präferenzen und Realität kontinuierlich modifiziert und einander annähert (vgl. SEIFERT 1977, 184f).

Wesentlich an SUPERS Thesen anzumerken ist, dass er in seiner sechsten These auf die Bedeutung von verschiedenen Einflussfaktoren auf die Berufswahl – unter anderem auf den Einfluss der Eltern bzw. ihres sozio-ökonomischen Niveaus – hinweist. „Die Eigenart des Laufbahnmusters, d. h. das erreichte berufliche Niveau und die Sequenz, Häufigkeit und Dauer probeweiser (trial) und stabiler Berufstätigkeiten werden determiniert durch

das sozio-ökonomische Niveau der Eltern des Individuums, durch seine geistigen Fähigkeiten und Persönlichkeitseigenschaften, ferner durch die beruflichen Möglichkeiten, die dem Individuum geboten werden.“ (SUPER 1953, 189f zit. nach SEIFERT 1977, 183) Auch FERREIRA et al. (2006, 69-71) weisen darauf hin, dass das sozio-ökonomische Niveau (und der Bildungsgrad) der Eltern sich auf die Stabilität der Schullaufbahn auswirken (weitere Ausführungen zu den Einflussfaktoren finden sich jedoch in Kapitel 3).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass SUPERS Theorie bedeutsam für das Anerkennen des Prozesscharakters der beruflichen Entwicklung als lebenslangen Prozess war. Von diesem Grundsatz geht ebenso das Phasen-Modell von HERZOG et al. (2006, 43-45) aus, das für diese Arbeit herangezogen wurde.

2.1.3 Transitionstheoretische und ökopsychologische Perspektive

Bei diesen Ansätzen stehen die Übergänge – beispielsweise Schule - Beruf oder Wechsel von sozialen Positionen – im Mittelpunkt der Betrachtung. Die beiden Perspektiven können als Fortsetzung der entwicklungspsychologischen Perspektive verstanden werden, das diese Ansätze in Phasen und Stufen eingeteilt und somit auch die Übergänge zwischen diesen wesentlich werden. Übergang kann hier in verschiedener Art und Weise verstanden werden. Beispielsweise im Sinne „einer kurzen Zeit der intensiven Veränderung“ (HERZOG et al. 2006, 17) oder aber als Übergang zwischen den zwei Kontexten, wie etwa jener von der Schule in die Berufsbildung (Kontextwechsel).

Nach HERZOG et al. (2006, 17) sind „die Berufswahl und das Erlernen eines Berufes (...) zentrale Aufgaben, die während des Übergangs von der Kindheit ins Erwachsenenalter zu bewältigen sind.“ Auch sie verweisen darauf, dass diese Aufgaben Entwicklungsaufgaben sind, die von den Jugendlichen bewältigt werden müssen. Übergang wird an dieser Stelle im Sinne der Zeit von einer Entwicklungsaufgabe zur nächsten verstanden.

Die ökopsychologische Perspektive lehnt sich an Bronfenbrenner an. Er hat seine „Sicht der Entwicklung im Wesentlichen an solchen kontextuellen Übergängen ausgerichtet, d.h. an Transitionen, die sich beim Wechsel von sozialen Lebensräumen wie Familie, Kindergarten, Schule oder Arbeitsplatz ergeben.“ (HERZOG et al. 2006, 18) Interessant im Hinblick auf die Bedeutung von Familie und Umwelt erscheint hier wiederum, dass beide

Ansätze – der transitionstheoretische und der ökopyschologische – das „Individuum als eingebunden in eine soziale Umwelt betrachten“ (HERZOG et al. 2006, 18) und sich gegenseitig ergänzen.

Ebenfalls mit bedacht werden müssen die Erwartungen, mit denen sich ein Individuum konfrontiert sieht. Die erwarteten Veränderungen werden zusätzlich von institutioneller Seite gestützt und geben Orientierung. Zur Hilfe haben die Jugendlichen somit wiederum die Familien, aber auch Schule, Berufsberatung, Lehrbetriebe und andere Akteure. (vgl. HERZOG et al. 2006, 18) Diese Unterstützer (Familie, Schule, etc.) setzten ebenso Erwartungen in die berufswählenden Jugendlichen. FRIEDRICH (2006, 27) konnte ausmachen, dass sich eine positive Erwartungshaltung des relevanten sozialen Umfeldes, worunter wohl auch die Eltern fallen, unterstützend auf Entscheidungshandeln auswirkt. Weiters wurden durch diese positive Haltung hilfreiche Handlungsenergien mobilisiert.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass diese Theorien kontextuelle und institutionelle Bezüge thematisieren. Dies zeigt, dass, auch wenn das Individuum aktiv seine Berufswahl vollzieht, strukturelle Faktoren nicht außer Acht gelassen werden dürfen. (vgl. HERZOG et al. 2006, 19) Ob Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung ihre Berufswahl wirklich aktiv vollziehen, sei an dieser Stelle dahin gestellt und soll zu einem späteren Zeitpunkt (im Zusammenhang mit der Gesamtperspektive) nochmals in den Fokus treten.

2.1.4 Lernpsychologische Perspektive

Dieser Ansatz geht nun davon aus, dass die Berufswahl das „Resultat einer Kette von Lernerfahrungen“ (HERZOG et al. 2006, 19) darstellt. SUPER wies zwar darauf in seinen Ausführungen bereits hin, jedoch war es KRUMBOLTZ Ende der 1970er Jahre, der die Lerntheorie BANDURAS als Grundlage für den lernpsychologischen Ansatz der Berufswahl heranzog und eine neue Perspektive systematisiert. Die Berufswahl fordert verschiedene Lernprozesse heraus. Es sind Kompetenzen der Problemlösefähigkeit, Bereitschaft zu Entscheidungen, Kenntnis des Selbst und ähnliches von Nöten. (vgl. HERZOG et al. 2006, 19f)

Die „Kette von Lernerfahrungen“ lässt bereits erkennen, dass sich der lernpsychologische und der entwicklungspsychologische Ansatz ergänzen und überschneiden. HERZOG et al. (2006) führen weiters aus, dass KRUMBOLTZ in seinem Ansatz davon ausging, dass be-

rufsspezifische Interessen sich bereits in der Kindheit ausbilden. Als Identifikations- und Rollenmodelle fungieren Erwachsene. (vgl. HERZOG et al. 2006, 19)

Die stärksten Modelle für Kinder werden vermutlich die Eltern darstellen, womit ein weiteres Mal die Bedeutung der Rolle der Eltern aufgezeigt wäre.

Laut der lernpsychologischen Perspektive verläuft eine Berufswahl reibungs- und problemlos, wenn die nötigen Lernerfahrungen vorhanden sind und eine möglichst große Kongruenz zwischen dem Beruf, den Interessen und dem Selbstkonzept vorliegt. Es werden also persönliche Kompetenzen herausgestrichen. Die transitions- und öktopsychologische Perspektive verkürzt die Einflussfaktoren der Berufswahl auf die sozialen Ressourcen, die im lernpsychologischen Ansatz durch persönliche Ressourcen erweitert werden. (vgl. HERZOG et al. 2006, 20)

2.1.5 Sozialisationstheoretische Perspektive

In dieses theoretische Modell, das GOTTFREDSON postulierte²⁹, fließen differential-, entwicklungs-, und lernpsychologische Perspektiven ein. Da es davon ausgeht, dass die Berufswahl unter gesellschaftlichen Voraussetzungen vollzogen wird, wurde es – so schreiben HERZOG et al. (2006, 21) – als sozialisationstheoretische Perspektive bezeichnet. Dieser Begriff weist bereits darauf hin, dass GOTTFREDSON davon ausgeht, dass Faktoren wie etwa Sozialprestige und Geschlechtstypik eine größere Rolle zukommen als den Fähigkeiten, Einstellungen und Interessen des Individuums. (vgl. HERZOG et al. 2006, 21f)

Klar wird hier schnell, dass die Wahl des Berufes nicht frei zu sein scheint, sondern unter diversen Voraussetzungen stattfindet. Dieser Aspekt wird in der vorliegenden Arbeit bereits vorausgesetzt, da davon ausgegangen wird, dass das soziale Umfeld einen Einflussfaktor darstellt. Wie dieser Einfluss tatsächlich aussieht, soll herausgefunden werden.

Die angesprochenen Faktoren Sozialprestige, Geschlechtstypik und die persönliche Zugänglichkeit schaffen nach diesem Ansatz einen Rahmen für die Berufswahl – quasi eine „kognitive Landkarte“ bzw. einen „sozialen Raum“, der sich von der Kindheit an ausbildet und die Berufswahl einschränkt. Einfluss darauf nehmen kulturelle Stereotypen, die

²⁹ „Allerdings distanziert sich GOTTFREDSON (2002) mittlerweile von der Sozialisationstheorie und ist um eine verhaltensgenetische Grundlegung ihres Ansatzes bemüht“ (HERZOG et al. 2006, 21).

von Eltern, Lehrern und Medien verstärkt werden. Jene Berufstypen, die nach dieser steilen Einschränkung übrig bleiben, bilden dann die Basis für die Berufswahl, die einen Kompromiss darstellt. (vgl. HERZOG et al. 2006, 21f) „Die Suche nach einem zur Person passenden Beruf findet nicht in einem wertneutralen Raum statt [...]“ (HERZOG et al. 2006, 22). In diesem Zusammenhang weisen HERZOG et al. (2006, 22) darauf hin, dass nicht für alle Jugendlichen das gleiche Berufsspektrum zugänglich ist. Diese Tatsache betrifft natürlich auch Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung, die in dieser Arbeit die Zielgruppe darstellen.

2.1.6 Entscheidungstheoretische Perspektive

Wie der Name schon sagt, geht es bei diesem Ansatz um die Entscheidung selbst. Der Prozesscharakter wird somit vernachlässigt (vgl. HERZOG et al. 2006, 22). Dass die Entscheidung im Berufswahlprozess jedoch nicht als punktuelle Entscheidung verstanden wird sondern durchaus als Prozess der wirklichen Berufswahl anzusehen ist, sei gleich vorweg geschickt (BROWN 1994, 428). Bei der Entscheidung für oder auch gegen einen Beruf „spielen die eigenen Interessen, Werthaltungen und Fähigkeiten des Jugendlichen ebenso eine Rolle wie seine Wahrnehmungen der Berufe und die Beurteilung seiner Chancen, in einem bestimmten Beruf zu reüssieren“ (HERZOG et al. 2006, 22). Die Entscheidung setzt sich zusammen aus mehreren Teilschritten. Weiters wird danach differenziert, ob nun eine Entscheidung streng rational erfolgt, logisch, ökologisch, also der Situation angepasst, in der sich der Jugendliche befindet oder irrational. Auch das Phasenmodell von HERZOG et al. (2006), das später noch näher beschrieben wird, stützt sich auf Teile der entscheidungstheoretischen Perspektive. (vgl. HERZOG et al. 2006, 22 ff)

Auf eine ganz grundsätzliche Unterscheidung, die hier nicht fehlen darf, verweist BROWN (1994, 427). So gäbe es zum einen die normativen und zum anderen die deskriptiven Entscheidungsmodelle. Die normativen Modelle haben zum Inhalt, wie Entscheidungen getroffen werden sollen. Die deskriptiven Modelle hingegen setzen sich damit auseinander, wie Entscheidungen wirklich ablaufen. (vgl. BROWN 1994, 427) Da anhand der Forschungsfrage hier untersucht werden soll, wie Entscheidungen ablaufen und wie sich der Einfluss der Eltern auswirkt, erscheinen die deskriptiven Modelle wesentlicher. Auf die Darstellung der normativen Entscheidungsmodelle wird demnach verzichtet.

BROWN (1994, 430-439) stellt zwei deskriptive Entscheidungsmodelle vor, die nun kurz umrissen werden sollen. Das erste der beiden ist das Erwartungsmodell von VROOM. Bei VROOMS Modell sind zwei Begriffe sehr wesentlich: Valenz³⁰ und Erwartung. Die Erwartung basiert auf subjektiven Ergebniserwartungen. „Bis zu einem gewissen Grad kann die Qualität dieser Einschätzungen verbessert werden, indem man Arbeitsplatzbeschreibungen, Informationen über Arbeitsplatzangebote und absehbare Arbeitsplatzentwicklungen anbietet“ (BROWN 1994, 432). Diese Bedeutung für die Praxis, die BROWN (1994, 432) hier anführt, ist auch für die hier bearbeitete Forschungsfrage wesentlich. Denn es wird vermutet, dass Eltern eine wichtige Informationsquelle für Jugendliche (mit Beeinträchtigung) darstellen und somit nach den Ausführungen von BROWN (1994) die Erwartungen und somit in logischer Konsequenz die Berufswahl beeinflussen können. Wie bereits zuvor angemerkt, wirken sich ebenso die Erwartungen des relevanten Umfeldes an die Jugendlichen sowie die Erwartungen der Jugendlichen an sich selbst beeinflussend aus. (vgl. u.a. GEBNER 2003, 67; NISSEN et al. 2003, 103-109; 141f)

Das zweite deskriptive Entscheidungsmodell, das BROWN (1994, 433-439) erläutert, ist das Konfliktmodell von JANIS und MANN (1977). Die beiden Autoren gehen davon aus, dass eine persönlich wichtige Entscheidung – und die Berufswahl ist eine solche – von Konflikten begleitet wird. Konflikte lösen wiederum Stress aus. Stress ist „ein hohes Maß an unangenehmen Gefühlen (wie Angst, Schuld oder Scham), die die normalen Strukturen der Informationsverarbeitung stören“ (JANIS & MANN 1977, 50 zit. nach BROWN 1994, 433). Es wurde bereits mehrmals darauf hingewiesen, dass sich Jugendliche (mit Beeinträchtigung) in dieser Phase des Lebens neben der Berufswahl auch Entwicklungsaufgaben und kritischen Lebensereignissen stellen müssen. Darüber hinaus müssen sich Jugendliche mit Beeinträchtigung auch mit ihrer Behinderung und den damit verbundenen Einschränkungen und Nachteilen auf dem Arbeitsmarkt auseinandersetzen. Es ist also naheliegend, dass durch eine anstehende Berufswahl eine Stresssituation und somit ein Konflikt entsteht. Liegt kein Stress bzw. Konflikt vor, ist grundsätzlich auch eine konfliktfreie Anpassung möglich. (vgl. BROWN 1994, 434) Wie viel Stress mit einer Entscheidung verbunden ist, wird anhand von positiven oder negativen Antworten auf be-

³⁰ Valenz ist die „affektive Orientierung an spezifischen Ergebnissen“ (VROOM 1964, 15 zit. nach BROWN 1994,430); kann synonym mit Präferenz verwendet werden (vgl. BROWN 1994, 430) und wird hier nur der Vollständigkeit halber angeführt.

stimmte Fragen, die sich der Berufswählende stellen soll, beantwortet.³¹ Um diesen Ablauf von einer Frage zur nächsten zu starten, wird ein bewusster, aktiver Prozess vorausgesetzt und lässt verschiedenen äußere Faktoren unberücksichtigt. Dies – das Bewusstsein über diesen Prozess – wird im Falle von Jugendlichen mit Beeinträchtigung jedoch in Frage gestellt. Auch HERZOG et al. (2006, 40) weisen darauf hin, dass „das Modell der optimalen Wahl unter Bedingungen einer ungebundenen Rationalität wenig plausibel“ ist.

Die Beantwortung der einzelnen Fragen führt zu unterschiedlichen Verhaltensweisen, die, wie BROWN (1994, 434f) schreibt, von JANIS und MANN (1977) ausgeführt werden. Diese geben sicherlich einen Einblick in die Lage, in der sich die Berufswählenden befinden, jedoch muss kritisch angemerkt werden, dass aufgrund von Persönlichkeitseigenschaften und Bewältigungsstrategien nicht die beispielsweise negative Beantwortung einer Frage automatisch zu einem bestimmten Verhalten führen wird. Prinzipiell mögliche Verhaltensweisen in einem Berufswahlprozess werden jedoch aufgeführt. Mögliche Verhaltensweise wären erhöhte Aufmerksamkeit – die sogenannte Vigilanz – oder defensive Vermeidung, um nur zwei zu nennen. Auch BROWN (1994, 439) hebt die entwickelten Konstrukte – wie er es nennt – positiv hervor, da sie hilfreich für Praktiker sein können.

Abschließend soll noch auf das „Bilanz“-Modell verwiesen werden, das ebenfalls JANIS und MANN (1977) entwickelt haben (vgl. BROWN 1994, 436f). Im Zusammenhang mit diesem Modell erscheint auch das zuvor vorgestellte Konfliktmodell realistischer. Dies lässt den Eindruck erwecken, als wäre das Konfliktmodell nur im Zusammenhang mit dem Bilanz-Modell ein aussagekräftiges und verständliches Modell der Berufswahl.

³¹ Beispiele für diese Fragen: „Sind irgendwelche Risiken damit verbunden, wenn ich mich ändere?“ Bei Verneinung tritt eine konfliktfreie Anpassung ein, bei Bejahung hingegen entsteht Stress. (vgl. BROWN 1994, 434f)

2.1.7 Gesamtperspektive nach HERZOG et al. (2006)

Nachdem nun die einzelnen Ansätze vorgestellt wurden, sollen nun abschließend jene Aspekte nochmals aufgegriffen werden, die schließlich das Gesamtmodell bilden. Dieses Gesamtmodell von HERZOG et al. (2006) wurde ausgewählt, da es eine ganzheitliche Sicht auf den Berufswahlprozess ermöglicht. Jedoch enthält das Modell auch Aspekte, die vor allem im Bezug auf Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung kritisch zu hinterfragen sind. Somit wird neben der Vorstellung des Modells auch eine Kritik erfolgen³².

Als einen grundlegenden Bestandteil der Berufswahl bezeichnen HERZOG et al. (2006, 24) die Passung zwischen Beruf und Person. „Wenn auch nicht von einem statischen Verhältnis von Person und Beruf ausgegangen werden darf, ist ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem, was eine Person an Fähigkeiten, Interessen und Einstellungen mitbringt, und dem, was von ihr beruflich erwartet wird, unabdingbar, damit ein Beruf erfolgreich angeeignet und ausgeübt werden kann.“ (HERZOG et al. 2006, 24)

Diese Passung wurde dem differentialpsychologischen bzw. typologischen Ansatz entnommen. Da man sich auf diese Passung jedoch nicht beschränken darf, müssen noch weitere Aspekte der bereits vorgestellten unterschiedlichen Perspektiven der Berufswahl aufgegriffen werden.

Wie bereits erwähnt, stellen sowohl der entwicklungspsychologische als auch der lernpsychologische Ansatz wichtige Perspektiven dar. Sie weisen vor allem auf die Prozesshaftigkeit der Berufswahl hin. Von den ersten Berufswünschen in der Kindheit bis zur vollzogenen Berufswahl im Jugendalter sammeln Kinder und Jugendliche wichtige Erfahrungen und durchlaufen Entwicklungsprozesse, die auf eine Berufswahl vorbereiten. (vgl. HERZOG et al. 2006, 25)

Der Übergang an den zwei Schwellen wird bei der transitionstheoretischen und ökopyschologischen Perspektive zum Ausdruck gebracht. Besonders wichtig für das Forschungsvorhaben bei diesen beiden Perspektiven ist jedoch der Hinweis unter anderem

³² Trotz der Kritik wurde dieses Modell ausgewählt, da es zum einen keine bewährten Theorien zum Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung gibt, zum anderen auch von Autoren die Meinung vertreten wird, dass dies nicht nötig und möglich sei (vgl. BEVERIDGE 2002, 195). Deshalb wird eine allgemeine Theorie herangezogen und durch kritisches Hinterfragen und Einbeziehung einschlägiger Literatur auf die Zielgruppe versucht umzulegen. Das Modell von HERZOG et al. (2006) wurde bisher noch nicht auf Menschen mit Beeinträchtigung angewandt.

auf die Unterstützung der Familie. Ob die Unterstützung von außen von den Jugendlichen als hilfreich empfunden wird, stellen HERZOG et al. (2006, 25) dahin, indem sie schreiben: „... was von den Jugendlichen als Erleichterung der Entscheidungsfindung erfahren werden *mag* [Herv. PW].“

Die entscheidungstheoretische Perspektive hebt den Jugendlichen als aktives, konstruktives und rationales Subjekt hervor. Um ein solcher Akteur sein zu können, bedarf es einem Potential an Problemlösestrategien, personalen Ressourcen sowie sozialer und institutioneller Unterstützung und ein ausreichendes Maß an Information. (vgl. HERZOG et al. 2006, 25) Die Eltern gelten wohl in den meisten Fällen sowohl als Quelle für Informationen als auch als soziale Unterstützung (vgl. u.a. HERZOG et al. 2006, 95; PFRIEM/MOOSECKER 2004, 473). Auch wenn das Gesamtmodell von HERZOG et al. (2006, 25) durchaus sinnvoll die einzelnen Aspekte der unterschiedlichen Berufswahltheorien kombiniert, muss der Aspekt des aktiven, konstruktiven und rationalen Subjekts insbesondere in Hinblick auf die Zielgruppe der Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung kritisiert werden. Denn es erscheint durchaus zweifelhaft davon auszugehen, dass Jugendliche – ob mit oder ohne Beeinträchtigung – von Beginn an eine rationale und aktive Berufswahl treffen. Dies wird vermutet, da etwa die Berufswünsche der Jugendlichen mit Beeinträchtigung großteils realitätsfern sind und erst im Laufe des Prozesses an die Voraussetzungen der Arbeitswelt und der persönlichen Fähigkeiten und Eigenschaften angepasst werden (vgl. u.a. FASCHING/ FELKENDORFF 2007, 83; PFRIEM/ MOOSECKER 2004, 471-475). Diese Kritik sollte bei der weiteren theoretischen und empirischen Auseinandersetzung mit bedacht werden. Trotz alledem wird an dem Gesamtkonzept festgehalten, da es als äußerst sinnvoll erachtet wird, die verschiedenen berufswahltheoretischen Perspektiven in einem Modell zu kombinieren. HERZOG et al. (2006, 25f) beschreiben somit wie folgt das Gesamtmodell, das

„ein aktives Subjekt supponiert, das unter Einsatz seiner persönlichen und unter Nutzung seiner sozialen Ressourcen, in Kenntnis seiner Fähigkeiten, Interessen und Werthaltungen sowie in Abwägung seiner Chancen, eingeschränkt durch äussere Bedingungen (wie Arbeitsmarkt und Berufsangebot), aber auch gestützt durch institutionelle Vorgaben eine Serie von Entscheidungen trifft, die seiner Situation angepasst sind und im Rahmen eines Übergangsprozesses in eine berufliche Ausbildung führen.“

Es werden also einzelne Aspekte der Berufswahltheorien zusammengefasst. Das Modell soll jedoch – „angewendet“ auf Menschen mit einer Lernbeeinträchtigung – keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da – wie bereits angeführt wurde – davon ausgegangen wird, dass Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung nicht immer in der Lage sein werden, sich über die eigenen Fähigkeiten, Ressourcen, Wertehaltungen und insbesondere die eigenen Chancen im Klaren zu sein bzw. aktiv zu wählen. Denn aus der Praxis ist das häufige Problem bekannt, dass Jugendliche mit Beeinträchtigung (beispielsweise im Zuge des Clearings) oftmals unrealistische Berufswünsche und –vorstellungen artikulieren, die in einem gemeinsamen Lernprozess in das richtige Licht gerückt werden müssen (vgl. FASCHING/ FELKENDORFF 2007, 83; PFRIEM/MOOSECKER 2004, 471-475). Ebenso bekannt ist, dass nicht immer ein Beruf ausgewählt wird, sondern manchmal ein Ausbildungs- oder Arbeitsplatz angenommen wird, weil dieser gerade zur Verfügung steht und/oder in der Nähe des Wohnortes ist, etc.

Auf dieser Gesamtperspektive gründet das zu überprüfende sechs Phasen Modell, das nun vorgestellt werden soll.

2.2 Das Sechs-Phasen Modell nach HERZOG et al. (2006)

HERZOG et al. (2006, 40) bedienen sich in ihren Grundzügen dem Modell von HEINZ, das vier Situationen aufgrund von qualitativen Interviews mit Jugendlichen angibt:

Die vier Phasen wären demnach

- „Wunschberufe in der Kindheit
- Suche nach einer Ausbildungssituation
- Aufnahme einer beruflichen Ausbildung
- Einstieg ins Erwerbsleben (auch „zweite Berufssuche“ genannt)“

(HERZOG et al. 2006, 40)

Es wird hier auch nochmals klar erkennbar, dass der Berufswahlprozess beide Übergänge (die erste und zweite Schwelle) betrifft. Die Suche nach einer Ausbildungssituation und die Aufnahme einer beruflichen Ausbildung wären demzufolge der ersten Schwelle zuzuordnen. Der Einstieg ins Erwerbsleben – oder auch „zweite Berufssuche“ – stellt die zweite Schwelle dar.

Die vier Phasen von Heinz haben HERZOG et al. (2006, 41) nach ihren theoretischen Überlegungen erweitert und allgemeiner gefasst. Es werden nun sechs idealtypische Phasen der Berufswahl unterschieden:

Abb. 1: Phasen der Berufswahl

1	2	3	4	5	6
Diffuse Berufsorientierung	Konkretisierung der Berufsorientierung	Suche eines Ausbildungsplatzes	Konsolidierung der Berufswahl	Berufsbildung	Eintritt ins Erwerbsleben

Quelle: Herzog et al. (2006, 41)

Die Phasen zwei und vier sind bei HERZOG et al. (2006, 41) hinzugekommen. Bei der Phase der Konkretisierung der Berufsorientierung folgen HERZOG et al. (2006, 41) einem Vorschlag von HEINZ selbst, den er in einer späteren Fassung des Modells macht. Bei der Phase der Konsolidierung der Berufswahl geht es um jene Zeit, die zwischen der getroffenen Entscheidung und dem tatsächlichen Antritt der Berufsbildung liegt. Die Jugendlichen können die Wahl überdenken, müssen sie gegenüber anderer Alternativen behaupten, es ist also eine Nachentscheidungsphase, in der es auch zu einer Umentscheidung kommen kann. (vgl. HERZOG et al. 2006, 42f) Durch diese Phase wird der große Sprung und das somit entstandene „Loch“ zwischen den „Wunschberufe in der Kindheit“ und der „Suche nach einer Ausbildungssituation“ geschlossen. Weiters wird auch die erste Phase etwas allgemeiner gefasst. Es geht nicht mehr nur um die Wunschberufe in der Kindheit, sondern auch um spät aufkommende Wunsch- und Traumberufe (mehr zu Phase eins im anschließenden Unterkapitel).

Die ersten vier Phasen beschäftigen sich vorwiegend mit Informations-, Such- und Entscheidungsprozessen, die letzten beiden Phasen hingegen thematisieren die institutionelle Kontextualisierung (vgl. HERZOG et al. 2006, 42). In diesem Zusammenhang weisen HERZOG et al. (2006, 42) darauf hin, dass dem Begriff Beruf eine weitgesteckte Bedeu-

tung zu kommt³³. Bezogen auf die Übergänge von Jugendlichen muss ebenfalls von dieser weitgesteckten Begriffsbedeutung von Beruf ausgegangen werden. Denn Jugendlichen mit Beeinträchtigung stehen die unterschiedlichsten Wege zu Verfügung³⁴. Da die Möglichkeit besteht, von der Schule direkt ins Erwerbsleben einzusteigen, ist die Phase fünf kein notwendiges Element des Modells (vgl. HERZOG et al. 2006, 42). Besonders bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung wird dies relevant sein. Denn beispielweise das Job-Coaching ermöglicht ein Anlernen vor Ort und macht eine (integrative) Berufsausbildung nicht zwingend notwendig. Leider ist die Situation am Arbeitsmarkt sehr prekär und aus der Praxis ist bekannt, dass ein Arbeitsplatz angenommen wird und danach erst die Einschulung und Ausbildung der für diese Arbeit notwendigen Fertigkeiten erfolgt. Ohne Unterstützungsangebote wie das Job-Coaching wäre ein solches Vorgehen vermutlich nicht möglich. Die Phase fünf findet daher in Form einer Einschulung vor Ort nach Phase sechs statt.

Die Möglichkeit der Wiederholung einzelner Phasen wurde bereits kurz angesprochen, ebenso der aus der Praxis bekannte Umstand, dass die Berufswünsche von Jugendlichen mit Beeinträchtigung oft unrealistisch sind. Folglich müssen unrealistische Berufswünsche durch die Wiederholung von einzelnen Phasen angeglichen werden. Im Falle der Jugendlichen mit Beeinträchtigung versucht das Clearing hier Unterstützung zu bieten und erarbeitet mit den Jugendlichen realistische Berufswünsche (vgl. Kapitel 1.2.3). Für das Phasen-Modell bedeutet dies, dass Clearing-Maßnahmen das Wiederholen einzelner Phasen versucht abzufangen.

³³ „Betrachten wir zum Beispiel den Wechsel von Sekundarstufe I in die Sekundarstufe II, so kann mit „Berufsbildung“ ein Übergang in die (duale) Berufsbildung, in eine weiterführende Schule oder in ein Zwischenjahr gemeint sein“ (HERZOG et al. 2006, 42)

³⁴ An dieser Stelle soll darauf verwiesen werden, dass bezüglich der Wahlmöglichkeiten GINNOLD (2008, 61) auf eine „paradoxe Situation“ hinweist. „Einerseits haben sie [Eltern und LehrerInnen] den Eindruck, es gebe kaum Angebote für Jugendliche mit Lernschwierigkeiten im Übergang von der Schule in das Arbeitsleben“ (GINNOLD 2008, 61). Andererseits sprechen Eltern davon, sich in der Angebotsvielfalt nicht zurecht zu finden. Beides habe ihrer Ansicht nach Berechtigung. (vgl. GINNOLD 2008, 61) „Der Eindruck des Fehlens von Wahlmöglichkeiten entsteht, wenn den Jugendlichen und ihren Eltern von der Schule und/oder der Arbeitsagentur nur ein Weg im Übergang angeboten wird [...]. Wenn Eltern sich dagegen selbst auf die Suche nach passenden Maßnahmen begeben, entdecken sie eine nicht zu überschauende Vielfalt“ (GINNOLD 2008, 61).

Ein weiteres Modell – INCOME – auf das bereits aufmerksam gemacht wurde, ist jenes von BEVERIDGE et al. (2002), das 6 „statuses“ postuliert. Diese sind Imagining, Informing, Choosing, Obtaining, Maintaining und Exiting. Zum Teil überschneiden sich die „statuses“ von BEVERIDGE et al. (2002) mit den Phasen von HERZOG et al. (2006). Da sich BEVERIDGE et al. (2002) in ihrem Konzept unter anderem mit Menschen mit Beeinträchtigung auseinandersetzen, sollen ihre Ausführungen Anstoß sein, zusätzliche Überlegungen zu den ersten beiden Phasen des Sechs-Phasen Modelles von HERZOG et al. (2006) anzustellen. Die weiteren vier Phasen (Phase drei bis sechs) werden nur kurz vorgestellt, da das Augenmerk der Untersuchung lediglich auf den ersten beiden Phasen liegt.

2.2.1 Diffuse Berufsorientierung – Phase 1

Diese Phase beginnt das erste Mal im Kindesalter. Dass der Berufswahlprozess in jener Zeit seine Wurzeln hat, davon gingen auch schon GOTTFREDSON oder auch SUPER (vgl. hierzu die Phantasiewahl in Kapitel 2.1.3.2) aus. Angesprochen sind hier erste Vorstellungen über die Berufswelt, Identifizierung mit Idolen und daraus resultierende, spätere Traumberufe. Diese Traum- und Wunschberufe besitzen noch keine hohe Verbindlichkeit, da sie schnell und leicht wechseln können. Auch in späteren Verläufen kann es abermals zu einer diffusen Berufsorientierung kommen. Beispielsweise können nach einem Misserfolg bei der Suche nach einem Arbeitsplatz wieder vage und veränderbare Vorstellungen auftreten. (vgl. HERZOG et al. 2006, 43)

Bei BEVERIDGE et al. (2002, 197) ist der Status „Imagining“ mit der vorab beschriebenen Phase 1 von HERZOG et al. (2006) vergleichbar, da dieser Status sich ebenso mit den ersten Vorstellungen von Berufen auseinandersetzt. Grundsätzlich wird in jedem Status, den BEVERIDGE et al. (2002, 197) veranschlagen, zwischen drei Zielgruppen unterschieden: Precareer-Onset Disabilities, Midcareer-Onset Disabilities und Episodic Disabilities. Es werden also Gruppen danach unterschieden, ob eine Beeinträchtigung vor oder während einer Berufstätigkeit eingetreten ist bzw. ob diese nur vorübergehend ist. Für die durchgeführte Untersuchung sind jene Ausführungen interessant, die die precareer-onset disabilities betreffen. Also jene Beeinträchtigungen, die bereits vor dem Beruf/der Berufswahl bestanden. Es wird jedoch leider nicht zwischen verschiedenen Arten und Schweregraden von Beeinträchtigung unterschieden.

Was implizieren nun BEVERIDGE et al. (2002) in ihrer Theorie, das das Phasen-Modell von HERZOG et al. (2006) bereichern könnte? Neben dem Vorteil, dass sich das INCOME Modell auf Menschen mit Beeinträchtigung konzentriert, spezifiziert es noch detaillierter, was in dieser Phase von Statten geht. Sie unterteilen den ersten Status in drei weitere (substatuses): awareness, fantasy and reality-based imagining. Bei HERZOG et al. (2006) wird nur von Vorstellungen gesprochen, die zu Traum- und Wunschberufen werden können. Ob es sich bei dieser diffusen Orientierung um unrealistische oder realistische Vorstellungen handeln kann, wird nicht ausgeführt. Hier ist die Unterscheidung von BEVERIDGE et al. (2002, 197) jedoch durch die drei „substatuses“ eine gute und auch sinnvolle Ergänzung, da klar zum Ausdruck gebracht wird, dass diese Vorstellungen sowohl fantasy als auch reality-based sein können. Ebenso werden hier Überschneidungen zu SUPER und GINZBERG deutlich, da die ersten Phasen von Berufsorientierung auch bei BEVERIDGE et al. (2002, 197) in der Kindheit gesehen werden, in der ihrer Ansicht nach auch die engste Familie den größten Einfluss hat.

Bezüglich der besonderen Situation für Menschen mit Beeinträchtigung weisen die Autoren auf den eingeschränkten Spielraum hin, denen sie sich gegenübergestellt sehen. Für die Praxis als unverzichtbar halten sie berufspraktische Tage und ähnliches, die den Menschen mit Beeinträchtigung einen Einblick in eine Tätigkeit gewähren. (vgl. BEVERIDGE et al. 2002, 197) Dieses Aufsuchen eines Berufsfeldes zählen HERZOG et al. (2006, 43) erst zur Phase der Konkretisierung (Phase 2).

2.2.2 Konkretisierung der Berufsorientierung – Phase 2

In dieser Phase werden nun konkrete Berufswünsche – also konkrete Berufe oder auch Berufsfelder – in die engere Auswahl genommen. Für die Suche von Bedeutung sind Interessen, Werte, Kenntnisse von und Informationen über Berufen, Empfehlungen durch Eltern, Verwandte, usw. (vgl. HERZOG et al. 2006, 43) Weiters sind Informationssuche und das Aufsuchen von Berufsfeldern äußerst wesentlich. Durch das Einholen von Informationen wird das Berufswahlspektrum stark eingeschränkt und aus diesem eingeschränkten Repertoire entstammen die Wunschberufe. Die Jugendlichen erfahren in dieser Phase eine erste direkte Konfrontation mit ihren Berufswünschen und Zielen. Sie müssen nun lernen einzuschätzen, welche Anforderungen vom Beruf an sie gestellt wer-

den und wie diese zu ihren Fähigkeiten und Interessen passt³⁵. (vgl. HERZOG et al. 2006, 108)

Die Eltern und ihre Funktion im Prozess werden hier ebenfalls angesprochen, da sie etwa durch Empfehlungen die Jugendlichen beeinflussen. Jedoch hat die Erziehung durch die Eltern darüber hinaus auch Einfluss auf Werte oder aber auch auf bestimmte Interessen und die Kenntnis von Berufen. Bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung stellt weiters die Familie wegen der meist eingeschränkten Partizipation an der Gesellschaft eine noch bedeutendere Rolle dar. Es liegt somit nahe, dass damit auch der Einfluss der Familie und somit ebenso jener der Eltern ansteigt. (vgl. auch KÖNIG 2006, 73)

Die Wahl eines Berufes oder eines Berufsfeldes bedeutet ebenso die Wahl einer beruflichen Ausbildung, so schreiben es HERZOG et al. (2006, 43). Hier ist es jedoch wichtig diese Wahl im Bezug auf Jugendliche mit Beeinträchtigung zu relativieren. Denn während Jugendlichen ohne Beeinträchtigung auch die Wahl der Mittelschule oder einer universitären Weiterbildung zur Verfügung steht, kann dies bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung nicht immer der Fall sein bzw. ist dies ein sehr steiniger Weg. Je nach Art und Schwere der Beeinträchtigung werden aufgrund dieser bereits etliche Wahlalternativen ausgeschlossen. Zum Teil fehlen hierzu auch die gesetzlichen Grundlagen, die es ermöglichen würden, beispielsweise für Menschen mit Lernbeeinträchtigungen, eine weiterführende Schule zu besuchen³⁶. Darauf wird nicht nur von PINETZ (2007, 36) hingewiesen, auch auf internationaler Ebene bestehen ähnliche Probleme (vgl. BEVERIDGE et al. 2002, 197).

Das „Informing“ bei BEVERIDGE et al. (2002, 198) bringt an dieser Stelle Überlegungen mit ein, die so bei HERZOG et al. (2006) fehlen. Denn zu „Informing“ wird ganz klar auch das Akquirieren von Informationen über sich selbst, die eigenen Fähigkeiten, Möglichkeiten und den eigenen kulturellen Hintergrund gezählt. Aus diesen Faktoren kann geschlossen werden, was möglich ist und was nicht. Informationen, die mit den Vorstellungen von

³⁵ Da dies sicherlich eine sehr sensible Phase im Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung darstellt, können Unterstützungsangebote wie etwa das „Clearing“ in Anspruch genommen werden (vgl. auch Kapitel 1.2.3)

³⁶ Näheres hierzu in Kapitel 1.2.2 über die „Schulische Integration“

sich selbst und seinen eigenen Möglichkeiten übereinstimmen, werden dabei eher angenommen als inkongruente Informationen. (vgl. BEVERIDGE 2002, 198) Durch Feedback von der Umwelt (beispielsweise den Eltern, Peers, etc.) bilden sich dann Vorstellungen über die eigenen Fähigkeiten und die beruflichen Möglichkeiten aus. Das Feedback, das hier angesprochen wird, ist vergleichbar mit den Empfehlungen von Eltern und anderen, die HERZOG et al. (2006, 43) ansprechen. Die Ausführungen von BEVERIDGE et al. (2002, 198) gehen etwas stärker auf psychologische und interpersonelle Aspekte ein und sind stellen somit eine gute Erweiterung des Phasen-Modells von HERZOG et al. (2006, 43) dar.

Bezüglich der Zielgruppe der Menschen mit Beeinträchtigungen weisen BEVERIDGE et al. (2002, 198) zu Recht darauf hin, dass signifikant geringere Informationen über einen selbst und berufliche Möglichkeiten vorhanden sein werden. Daher muss dieser Zielgruppe geholfen werden, ihre Interessen, Werte, Bedürfnisse, etc. zu finden und artikulieren zu können. Weitere Aspekte, die BEVERIDGE et al. (2002, 198) anführen, sind Erfahrungen mit Ausgrenzung, Stereotypieren und niedrigen Erwartungen. Dies wiederum führt zu einem niedrigen Selbstwertgefühl. Aufgrund dessen ist es besonders essentiell, Menschen mit Beeinträchtigung ihre Stärken und Möglichkeiten aufzuzeigen und sie bei Konfrontationen mit Vorurteilen und Diskriminierung zu unterstützen. (vgl. BEVERIDGE et al. 2002, 198)

Diese Ausführungen zeigen ein weiteres Mal auf, dass Jugendliche mit Beeinträchtigung nicht unter denselben Voraussetzungen wie Jugendliche ohne Beeinträchtigung den Berufswahlprozess durchlaufen. Vielmehr müssen sie sich in einer leistungsorientierten Gesellschaft einer Vielzahl von Herausforderungen stellen und benötigen daher die Unterstützung von ihnen vertrauten Personen. Im Idealfall werden dies die Eltern sein, jedoch besteht ebenso die Möglichkeit, dass Jugendliche mit Beeinträchtigung einem Elternhaus entstammen, das weniger unterstützend ist. Dies kann als weitere Belastung in dieser Phase hinzutreten. Hierzu führt SHAH (2008, 79) aus, dass durch negative Bilder der (wirtschaftlichen) Gesellschaft über Jugendliche mit Beeinträchtigung die Erwartungen der Eltern an ihre Kinder beeinflusst werden. Weiters wird darauf hingewiesen, dass Eltern oft unsicher sind, was ihre Kinder fähig sind zu leisten. Sie versuchen die Kinder in ihrem Streben zu unterstützen, indem sie als Quelle der Information über schulische und berufliche Möglichkeiten fungieren. (vgl. SHAH 2008, 79) Darauf, wie die Rolle der Eltern

aussieht und dass sie als Quelle der Information dienen, wird bei der Abgrenzung des Einflusses noch genauer eingegangen.

2.2.3 Von der Suche eines Ausbildungsplatzes bis zum Eintritt ins Erwerbsleben – Phase 3 bis 6 im Überblick

Aufgrund der Entscheidung für einen Beruf oder ein Berufsfeld in Phase 2, kommt es nun in Phase 3 zu der Suche einer adäquaten Ausbildungsinstitution. Was die Passung von Person und Beruf betrifft, handelt es sich hier um eine sehr komplexe Situation. Denn nun sehen sich (wie auch schon ein wenig in Phase 2) die eigenen Berufswünsche mit der Realität konfrontiert. Zum einen ist damit die Situation am Arbeitsmarkt gemeint und die verfügbaren Plätze in der Ausbildung, zum anderen können auch Einschätzungen über die eigenen Fähigkeiten mit den realen Anforderungen in einem Beruf miteinander kollidieren. Beendet wird diese Phase durch Vertragsabschluss, Aufnahme oder Zusicherung eines Ausbildungsplatzes oder ähnlichem. (vgl. HERZOG et al. 2006, 43f)

Wurden unrealistische Berufsvorstellungen – sofern es diese überhaupt gab oder noch gibt – bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung nicht bereits vor dieser Phase angepasst, wird dies hier geschehen. Für niemanden – insbesondere nicht für Jugendliche, da sie in dieser Phase des Lebens ohnehin genügend Veränderungen bewältigen müssen – ist es besonders einfach festzustellen, dass man aus welchem Grund auch immer seine Berufswünsche nicht verwirklichen kann. Bei Jugendlichen mit Beeinträchtigungen fehlen möglicherweise darüber hinaus auch passende Bewältigungsstrategien³⁷, um einer solchen neuen Situation gerecht zu werden. Umso wichtiger erscheint es, Unterstützung und Hilfe bei der Hand zu haben.

Die bereits erwähnte Nachentscheidungsphase ergibt sich teilweise dadurch, dass Jugendliche nach ihrer Wahl noch das laufende Schuljahr beenden müssen. Die Phase 4, die Konsolidierung der Berufswahl, kann sowohl die Stabilisierung der getroffenen Entscheidung bedeuten als auch ambivalente Gefühle bezüglich der Wahl hervorrufen, da die Jugendlichen die Wahl gegenüber sich selber und gegenüber ihrem Umfeld rechtfertigen

³⁷ Dass Menschen mit Beeinträchtigung in schwierigen Situationen oft keine bzw. unzureichende Bewältigungsstrategien haben, führt beispielsweise FRIEDRICH (2006, 23-41) aus.

müssen. Dies ist auch der Grund dafür, dass in dieser Phase „biographische Glättungen“ wie HERZOG et al. (2006, 44) schreiben, zu beobachten sind, um die Berufswahl als glücklich darstellen zu können. Ausführlich setzt sich HEINZ (1983, 147-162) mit Aspekten einer „biographischen Glättung“ auseinander.

HERZOG et al. (2006, 44) fassen in Phase 5, der Berufsbildung, die Zeit der schulischen oder beruflichen Ausbildung zusammen. Sie weisen darauf hin, dass zum Übergang in die Phase der Berufsbildung auch „Zwischenjahre“ gezählt werden, die später die Chancen auf eine bestimmte Ausbildung verbessern. Weiters merken sie an, dass zu dieser Zeit die meisten Lehrabbrüche geschehen. Dies deutet auf eine misslungene Berufswahl hin, deren Ursachen die unterschiedlichsten Wurzeln haben können. Sind die Jugendlichen zufrieden in ihrer Ausbildung, ist die Berufswahl hingegen gelungen. (vgl. HERZOG et al. 2006, 45f)

Darauf, dass bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung die Möglichkeit besteht, Phase fünf nicht zu durchlaufen oder aber auch erst nach der sechsten Phase, wurde bereits hingewiesen.

Laut dem Phasen-Modell von HERZOG und seinen Kollegen (2006, 45) ist der Eintritt ins Erwerbsleben nun die letzte und sechste Phase der Jugendlichen. Es wird ebenso noch darauf verwiesen, dass eine direkte Aufnahme einer Erwerbstätigkeit nach der Konsolidierung der Berufswahl als problematischer Übergang angesehen wird. (vgl. HERZOG et al. 2006, 45) Bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung ist es jedoch aufgrund der Begrenztheit der Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt oft notwendig, den Beruf ohne vorherige Ausbildung anzunehmen.

3 Einflussfaktoren und Ressourcen im Berufswahlprozesses

Die Jugendlichen, die sich vor der Aufgabe der Berufswahl sehen, treffen Entscheidungen nicht gänzlich frei. Die Entscheidungen werden von verschiedenen Faktoren beeinflusst, die zum einen personintern als auch extern zu finden sind, so unterscheiden jedenfalls ANTOR und BLEIDICK (2006, 146) die beeinflussenden Faktoren auf einer ersten Ebene. HERZOG et al. (2006, 46) gliedern die Faktoren etwas anders und sprechen von personalen Ressourcen und sozialen Ressourcen. Weiters nennen sie das symbolische Kapital, das den Jugendlichen zur Verfügung steht. Welche Faktoren den Prozess beeinflussen, wird im Folgenden näher erklärt. Die Eltern stehen darauffolgend im Mittelpunkt eines eigenen Unterkapitels.

3.1 Wichtige Faktoren im Berufswahlprozess

Es wird nun kurz erläutert, was unter den einzelnen „Ressourcen“ verstanden wird. Da im Zuge der Arbeit aber der Einfluss der Eltern näher untersucht werden soll und diese eine soziale „Ressource“ darstellen, wird hier der Schwerpunkt gesetzt. Grundsätzlich ist der hier von HERZOG et al. (2006, 46) gewählte Begriff „Ressource“ als durchaus problematisch anzusehen. Denn dieser erweckt den Eindruck, dass es sich ausschließlich um positive „Ressourcen“ handelt, welche Jugendliche im Berufswahlprozess beeinflussen. Besonders bei der sozialen „Ressource“ ist dieser Terminus als schwierig anzusehen. Denn das Fehlen von „Ressourcen“ kann sich sehr wohl auch hinderlich auswirken. Weiters kann eine „Ressource“ – wie es auch die Eltern sind – einen negativen Einfluss auf die Jugendlichen ausüben. Niedrige Erwartungen oder negative Reaktionen auf Berufswünsche würden beispielsweise, spricht man von „Ressourcen“ wie den Eltern, nicht erwartet werden, sind jedoch im Falle von Jugendlichen mit Beeinträchtigung vermutlich nicht selten vorzufinden (vgl. SHAH 2008, 79). Durch das unter Anführungszeichen setzen der Wortes „Ressource“ soll der Kritik Ausdruck verliehen werden.

Unter **personale** „Ressourcen“ fallen Einstellungen, Werthaltungen, Interessen, Persönlichkeitsmerkmale, Copingstrategien sowie Strategien zur Informationsbeschaffung und der Analyse der persönlichen Situation (vgl. HERZOG et al. 2006, 46). Diese „Ressourcen“

werden zum Teil indirekt durch die Eltern beeinflusst, da insbesondere Einstellungen und Werthaltungen von den Eltern im Laufe der Jahre vorgelebt und ihren Kindern mitgegeben werden. Man kann in jedem Fall sagen, dass Einstellungen und Werte nicht gänzlich unabhängig vom Elternhaus entwickelt werden (vgl. BEINKE 2002, 23; GREVING/ONDRACEK 2005, 317; SHAH 2008, 77). Unterschiedlich mag sein, ob die Jugendlichen die Werte und Einstellungen der Eltern übernehmen oder aber eben diese – beispielsweise aus Rebellion gegen die Eltern – ablehnen. Wie genau sich jedoch diese Einflussnahme durch die Eltern vollziehen kann, wird noch ausgeführt.

Zur Zielgruppe der Jugendlichen mit Beeinträchtigung ist zu sagen, dass besonders berufliche Interessen und Persönlichkeitsmerkmale oft erst (beispielsweise während des Clearing) bewusst gemacht und erarbeitet werden müssen. Ebenso wurde bereits darauf verwiesen, dass Copingstrategien oft nicht oder nur unzureichend vorliegen (vgl. FRIEDRICH 2006, 23-41). Dieser Problematik unterliegen vermutlich ebenfalls die Strategien zur Informationsbeschaffung und der Analyse der persönlichen Situation. Gerade die Informationsbeschaffung, so klagen betroffene Jugendliche und auch deren Eltern, sei aufgrund der Unübersichtlichkeit der unterschiedlichsten Angebote sehr schwierig (vgl. FASCHING/FELKENDORFF 2007, 84f). Dabei Abhilfe können wiederum unterschiedliche Unterstützungsangebote (Clearing) schaffen, deren Aufgabe es ist, den Jugendlichen die bestehenden Möglichkeiten aufzuzeigen.

Zu den **sozialen** „Ressourcen“ zählen nun Formen der Unterstützung durch das soziale Umfeld, zu dem die Eltern, sowie Freunde, Lehrer³⁸, Vertrauenspersonen u.ä. gehören (vgl. HERZOG et al. 2006, 46). Bei Menschen mit Beeinträchtigung sind zu dieser Gruppe sicherlich Integrationsbegleiter zu zählen.

Gemeint sind bei HERZOG et al. (2006, 46) auch das soziale Kapital sowie der normative Charakter und die institutionelle Unterstützung während des Übergangs von der Schule in die Berufsausbildung. Darüber hinaus weisen HERZOG et al. (2006, 46) darauf hin, dass materielle „Ressourcen“ ebenso zu den sozialen „Ressourcen“ zu rechnen sind, wenn sie fehlende soziale Kompetenzen oder mangelndes Sozialkapital kompensieren. Handelt es

³⁸ Gerade die Schule und somit die Lehrer nehmen in dieser Phase auch eine wichtige Rolle ein, da die Berufsorientierung im Lehrplan inbegriffen ist.

sich um selbstverdientes Geld, wäre es durchaus auch zu den personalen „Ressourcen“ zu zählen. Der Übergang ist hier – so meinen HERZOG et al. (2006, 46) – fließend.

Das symbolische Kapital, das sie aufgrund ihrer Herkunft(sfamilie) zur Verfügung haben, ist insbesondere bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung erheblich. Darunter fallen Dinge wie Aussehen, Geschlecht oder der Name. Manche Formen der Beeinträchtigung sind auch durch äußere Merkmale gekennzeichnet – z.B. Menschen mit Down Syndrom, schwerwiegender geistiger Beeinträchtigung oder ähnliches – und schränken dadurch das zur Verfügung stehende symbolische Kapital stark ein. Eine Lernbeeinträchtigung an sich ist zwar nicht äußerlich erkennbar – insbesondere nicht, wenn es sich um eine minder schwere Form handelt, jedoch können oft Komorbiditäten vorliegen, die äußerlich kennzeichnen.

Unberücksichtigt bleibt bei HERZOG et al. (2006) die Situation am Arbeitsmarkt. Auch wenn diese keine „Ressource“ im Sinne von HERZOG et al. (2006) darstellt, erscheint es unverzichtbar darauf hinzuweisen, dass die Bedingungen am Arbeitsmarkt die Rahmenbedingungen für eine Berufswahl von Jugendlichen maßgeblich mitgestalten. Insbesondere ist dies dann der Fall wenn sich – wie in Zeiten wirtschaftlicher Rezession - die Lage am Arbeitsmarkt für Jugendliche mit Beeinträchtigung stetig verschlechtert (vgl. Kapitel 1.1).

3.2 Die Rolle der Familie und der Eltern – Ein Wandel findet statt

Es ist bereits des Öfteren zur Sprache gebracht worden, dass Eltern eine wichtige Rolle im Leben ihrer Kinder und eben auch im Berufswahlprozess einnehmen. Deshalb erscheint es auch wichtig, Eltern und Familie und ihre Rolle in den Blick zu nehmen.

Die Familie im klassischen Sinne – „Zwei-Eltern-Familie“ – befindet sich in einem großen Wandel. Die „Normalfamilie“ implizierte genaue Rollenstrukturen. So war der Vater für die ökonomische Sicherheit zuständig, die Aufgabe der Mutter hingegen war es, die Kinder zu erziehen und den Haushalt zu führen. (vgl. NAVE-HERZ 2002, 14) Dass dieses Familienmodell überholt ist, muss vermutlich nicht eigens erwähnt werden. Denn sowohl durch den Wandel der Rolle der Frau, also auch durch Änderungen in Geburtenzahlen,

Eheschließungen, der Partnerbeziehung, etc. verändern sich ganz automatisch die Strukturen der Familien (vgl. PEUCKERT 2007, 36; 48). Es gibt in der heutigen Zeit eine Vielzahl von familialen Lebensformen. Um all diese in den Blick nehmen zu können, wird im wissenschaftlichen Diskurs auch der Begriff „Familie“ in Frage gestellt und NAVE-HERZ (2002, 15) fordert deshalb auch „eine Definition von Familie auf einem möglichst hohem Abstraktionsniveau“. Für die vorliegende Arbeit sind diese Ausführungen insofern wichtig, als dass man den Einfluss der Eltern nicht gänzlich abgehoben von Familienstrukturen sehen kann. Man muss sich bei der Auseinandersetzung mit den Eltern über den Wandel, den Familienstrukturen ausgesetzt sind, bewusst sein.

NAVE-HERZ (2002, 16f) veranschlagt aufgrund von verschiedenen Rollenzusammensetzungen und Familienbildungsprozessen insgesamt 16 Familienformen. Die Familie im traditionellen Sinn stellt lediglich eine Form dar. Vorstellbar sind Rollenzusammensetzungen wie Eltern-, Mutter- oder Vater-Familien und Familienbildungsprozesse beispielsweise durch Geburt, Scheidung/Trennung, etc. Es wird weiters darauf hingewiesen, dass ebenso ein Wechsel von einer zur anderen Familienform³⁹ stattfinden kann. (vgl. NAVE-HERZ 2002, 16f)

Ebenso geändert hat sich die Eltern-Kind-Beziehung. Die Beziehung zwischen Vater, Mutter und Kind ist nicht mehr vorherrschend durch Autorität geprägt. Es ist nicht mehr Form des Erziehungsstiles, die Kinder zu strafen und Gehorsam zu verlangen. Viel mehr entwickelt sich ein Beziehungsverhältnis, – traditionell würde man früher von einem Erziehungsverhältnis gesprochen haben – indem Regeln fundiert begründet sein müssen und Eltern sich durch Verhandlungen und Kompromisse mit ihren Kindern auseinandersetzen. Somit fühlen sich auch beide Parteien für das Gelingen des Familienlebens verantwortlich. Es scheint fortan Gebot zu sein, seinen Kindern Freiräume zu geben, in denen sie sich entfalten können, Interessen der Kinder wahrzunehmen und zu fördern und ähnliches. Damit verbunden ist jedoch auch ein steigender Druck auf die Eltern, möglichst all dies zu erfüllen. Nebenbei werden aber beispielsweise auch zeitlich enge Strukturen durch Berufstätigkeit der Eltern vorgegeben und vor allem für Mütter entstehen somit

³⁹ Etwa „wird bei Scheidung oder Trennung aus einer Eltern-Familie eine Mutter- oder Vater-Familie, schließlich durch Zusammenleben mit einem neuen Partner oder Partnerin eine erneute Eltern-Familie, wobei diese Eltern-Familie durch Stiefelternschaft gekennzeichnet sein könnte (...)“ (NAVE-HERZ 2002, 17)

äußerst differenzierte Anforderungen an die Rolle der (berufstätigen, emanzipierten) Frau und Mutter. (vgl. PEUCKERT 2007, 51ff)

Für Familien und Eltern mit einem Kind mit Beeinträchtigung stellen sich zusätzliche Anforderungen. Denn so sehen sich etwa auch Mütter eines Kindes mit Beeinträchtigung den Rollenveränderungen der Frau und Mutter gegenübergestellt. Zusätzlich erschwerend wirkt sich die Tatsache aus, dass durch Möglichkeiten der Schwangerschaftsverhütung und medizinischer Diagnostik der Raum für Kinder mit Beeinträchtigung geschmälert wird. (vgl. THIMM/ WACHTEL 2002, 11f) Provokant formuliert könnte man auch wie THIMM und WACHTEL (2002, 12) sagen, dass Menschen mit Behinderung als „gesellschaftlicher Störfaktor“ angesehen werden, den es zu verhindern gilt. Ähnliches merken auch ANGERHOEFER und HEIMANN (2002, 199) im beruflichen Bereich an. Denn sie weisen auf einen „zunehmenden Widerspruch hinsichtlich der gesellschaftlichen Forderung nach beruflicher Qualifikation und dem gesellschaftlichen Bedarf an behinderten Menschen, die im unteren Qualifikationsbereich ‚benötigt‘ werden“ hin.

Was bei PEUCKERT (2007, 51) der Wandel von Erziehungsverhältnis zu Beziehungsverhältnis bzw. von Befehlshaushalt zu Verhandlungshaushalt ist, ist beim wissenschaftlichen Diskurs vermutlich die Tendenz und das Streben hin zu einem möglichst Selbstbestimmten Leben und einer umfassenden gesellschaftlichen Integration⁴⁰ der Kinder und weg von der häuslichen Pflege. Somit gelten Prämissen wie das Wahrnehmen und Fördern von Interessen und Fähigkeiten der Kinder ebenso in Familien mit Kindern mit Beeinträchtigung. Dass dieses Wahrnehmen und Fördern der Kinder sicherlich anders aussehen wird, liegt auf der Hand. Die strukturellen Veränderungen sind aber da und dort zu beobachten und Familien mit Kindern mit Beeinträchtigung können nicht losgelöst vom generellen Wertewandel (Rückgang der Eheschließungen und Geburtenzahlen, etc.) betrachtet werden. (vgl. THIMM/ WACHTEL 2002, 31)

THIMM und WACHTEL (2002, 32) verweisen auf das „Wissenschaftliche Gutachten zur Lebenssituation von behinderten Menschen und zur Behindertenpolitik in NRW“ aus dem

⁴⁰ An dieser Stelle soll angemerkt werden, dass im wissenschaftlichen Diskurs die Selbst-Bestimmt-Leben Bewegung dem System der beruflichen Integration von Menschen mit Beeinträchtigung sehr kritisch gegenüber steht. Denn eine Integration impliziert eine zuvor stattgefunden Aussonderung. Angestrebt wird vielmehr eine gleichberechtigte Teilhabe in allen Lebensbereichen. (vgl. DOOSE 2002, 245)

Jahr 1993, das auf einen Widerspruch hinweist. Denn zum einen treffen die Veränderungen des Systems Familie jene mit Angehörigen mit Beeinträchtigung besonders. Zum anderen hat jedoch die Bedeutung der Familie als soziales Netz nicht abgenommen.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass es bei Menschen mit Behinderung oft der Fall sein kann, dass die Bindung zu den Eltern oder einem Elternteil besonders stark ist. Es kann auch für die Entwicklung von besonderer Bedeutung sein, dass diese Bindung, das Vorhandensein einer Bezugsperson in höheren Lebensaltern vorhanden ist. (vgl. SENCKEL 2006, 165)

Auch GREVING und ONDRACEK (2005, 317) stellen fest, dass „Eltern behinderter Menschen (...) ihren Kindern Kontinuität, sozialen, emotionalen und materiellen Rückhalt“ gewährleisten.

Für die vorliegende Arbeit sind weiters die aktuellen Ausführungen von ECARIUS (2010, 585) von Bedeutung. Sie erläutert, dass sich zwar die Werte, die Eltern ihren Kindern vermitteln, je nach Bildungsniveau der Eltern unterscheiden, dass jedoch die Bedeutung der Eltern konstant hoch ist, ungeachtet der sozialen Schicht, der sie angehören. Ein leichter Anstieg ist mit steigendem Bildungsniveau der Eltern zu verzeichnen. (vgl. ECARIUS 2010, 585)

Dass die Bedeutung der Eltern hoch ist, zeigt ein weiteres Mal die Notwendigkeit der hier geplanten Untersuchung. Bezüglich des unterschiedlichen Einflusses in den verschiedenen Bildungsniveaus erscheint es unverzichtbar, die soziodemographischen Daten von Eltern und Jugendlichen zu erheben. Dies wird mittels eines Kurzfragebogens zu Beginn der Interviews gemacht.

Nachdem nun die besondere Lage der Familien und Eltern von Kindern und Jugendlichen (mit Beeinträchtigung) kurz umrissen wurde, widmet sich das nächste Kapitel der Rolle der Eltern im Berufswahlprozess.

3.3 Rolle und Einfluss der Eltern im Berufswahlprozess

Die Rolle der Eltern im Berufswahlprozess – besonders im Bezug auf Jugendliche mit Beeinträchtigung – ist bisher noch nicht besonders stark erforscht worden, auch wenn außer Frage steht, dass der Einfluss ein wesentlicher ist (vgl. LINDSTROM et al. 2007, 348). Ob sich die Eltern positiv oder negativ auf die Berufswahl ihrer Kinder auswirken, muss im Einzelfall beleuchtet werden. Beispielsweise stellen NISSEN et al. (2003, 103) fest, dass die Rolle und Wichtigkeit der Eltern in Sozialisationsprozessen ihrer Kinder unbestritten ist, weisen jedoch auf den Mangel an Studien zur Rolle der Eltern bei der Berufswahl hin. Ebenso beschäftigt sich BEINKE (2002) mit der Familie im Bezug auf die Berufswahl. Er führt aus, dass es zwar empirische Untersuchungen gibt, die einen Zusammenhang zwischen familiärer Sozialisation und Berufswahl nachweisen, jedoch sind kaum wirklich detaillierte Aussagen über den Elterneinfluss auf den Berufswahlprozess bekannt. (vgl. BEINKE 2002, 22f) Im Bezug auf den Forschungsstand bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung – BEINKE (2002) und NISSEN et al. (2003) beziehen sich auf Jugendliche ohne Beeinträchtigung – kann kein besseres Bild gezeichnet werden.

Darauf, wie Jugendliche die Rolle ihrer Eltern bzw. Eltern ihrer eigene Rolle bewerten, geben ebenfalls die Ausführungen von NISSEN et al. (2003, 104) Aufschluss. Sie berichten von einer Studie von HOOSE und VORHOLT (1996/1997), die Mädchen und ihrer Eltern über diesen Aspekt befragten. Die Ergebnisse zeigten, dass 89% der Eltern meinten, im Berufswahlprozess ihrer Kinder eine wichtige Rolle einzunehmen. Jedoch waren lediglich 75% der Mädchen der Meinung, dass ihre Mütter eine wichtige Rolle in diesem Prozess inne haben, 57% behaupteten dies von ihrem Vater. Interessant ist, dass weder die Eltern noch die Mädchen angeben konnten, wofür genau die Eltern im Berufswahlprozess eigentlich wichtig sind. Gründe dafür sehen HOOSE und VORHOLT (1996/1997) laut NISSEN et al. (2003, 104f) in den unterschiedlichen Vorstellungen über den Berufswahlprozess. Eltern und Jugendliche würde darin nur die Zeit direkt vor der Entscheidung für einen Beruf sehen. (vgl. NISSEN et al. 2003, 103f) Wichtig für die vorliegende Arbeit ist hier anzumerken, dass nicht hervorgeht, welcher Elternteil die Mädchen beim Berufswahlprozess hauptsächlich begleitete. Es wird jedoch ein Einfluss des Geschlechts deutlich, der bei der Auswertung der Interviews als mögliche Moderatorvariable mit bedacht werden muss. Weiters ist ebenso fraglich, ob sich die Zuschreibungen hinsichtlich der

Bedeutung der Eltern bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung ähnlich verhalten. Erkennbar ist jedoch, dass die Eltern ganz grundsätzlich eine wichtige Rolle einzunehmen scheinen. Wie wichtig sie sind und in welcher Art sie den Prozess beeinflussen, soll anhand der Interviews beantwortet werden.

Diese besonders wichtige Rolle der Eltern im Berufswahlprozess bestätigt auch BEINKE (2002, 191). Er beschreibt, dass die Eltern im Berufswahlprozess nach wie vor eine führende Rolle einnehmen und bringt in diesem Zusammenhang auch den Wandel der Erziehungsstile mit ein. Wider erwarten verweisen die Eltern Berufsberater und Lehrer auf die hinteren Ränge und sind für die emotionale Unterstützung der Jugendlichen von Bedeutung. Führen Eltern intensive Gespräche mit ihren Kindern, steigen auch die Realisierungschancen der Berufswünsche. Ebenso werden dann die Eltern eher als Entscheidungshilfe und Informanten aktiviert und bewusst mit einbezogen. (vgl. BEINKE 2002, 191) Die Erhebung bei BEINKE (2002) wurde an Schülern ohne Beeinträchtigung durch einen Fragebogen durchgeführt. Ob sich ähnliche Zusammenhänge auch bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung zeigen, soll anhand der für diese Arbeit durchgeführten Interviews ermittelt werden.

3.3.1 Darstellung von „Einfluss-Modellen“

Was genau ist jedoch nun unter dem „Einfluss“ (der Eltern) zu verstehen? Um diese Frage zu klären wird auf bereits bestehende Theorien und Ausführungen über Einfluss und Beeinflussung zurückgegriffen. Zwei wesentliche Publikationen können ausgemacht werden. Zum einen sind dies die Differenzierung, die GEBNER (2003, 67) vornimmt, zum anderen sind es die Ausführungen von LINDSTROM et al. (2007). Beide beziehen sich auf den Einfluss der Eltern bzw. der Familie bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung.

Weitere einschlägige Literatur soll ebenso kurz dargestellt werden. Abschließend werden die Ausführungen – vor allem jene von GEBNER (2003) und LINDSTROM et al. (2007) – zusammengefasst und zu einem „eigenen“ Modell erweitert. Denn der Aspekt des Einflusses durch die Eltern ist ein sehr komplexer und er wird ebenfalls von verschiedenen kontextuellen Faktoren wie Rasse, Geschlecht, Alter oder eben die Beeinträchtigung der Jugendlichen beeinflusst/tangiert (vgl. WHISTON/ KELLER 2004, 493). Aus diesem Grund wurde entschieden, mehrere Modelle zusammen zufassen. Vermutlich ist die Komplexität ebenso der Grund dafür, dass es diverse Modelle gibt, die den Einfluss der Eltern oder

auch Einflüsse auf den Prozess der Berufswahl versuchen zu strukturieren. (vgl. u.a. GEBNER 2003; SHAH 2008; BEINKE 2002; HERZOG et al. 2006; LINDSTROM et al. 2007) Dass es darüber hinaus nach wie vor Forschungsbedarf bezüglich der Art und des Ausmaßes des Einflusses der Eltern gibt, darauf weisen unter anderem WHISTON und KELLER (2004, 554) hin.

GEBNER (2003, 67) unterscheidet nun generell zwei Dimensionen des Einflusses der Eltern, die implizite und explizite Dimension, man könnte eventuell auch von passiven und aktiven Einfluss sprechen, wie es etwa BEINKE (2002, 23) tut. Zum impliziten Einfluss zählt GEBNER (2003, 67) soziale Faktoren. Darunter fallen soziale, ökonomische und kulturelle Determinanten, die die Eltern den Jugendlichen mitbringen. Seiner Ansicht nach beeinflusst all das einen milieuspezifischen Habitus, der sich wiederum auf diverse Faktoren – wie Zugangsbarrieren und Selektionskriterien – in der Berufswahlentscheidung auswirkt. (vgl. GEBNER 2003, 67)

Der explizite Einfluss ist im Sinne eines meist aktiven zu sehen. GEBNER (2003, 67) fasst darunter folgende Qualitäten der Eltern, die genutzt werden können:

- Eltern können als Informationsquelle über Ausbildungsmöglichkeiten und Anforderungen von bestimmten Berufen und dergleichen genutzt werden. Damit Hand in Hand zu sehen, ist die nächste nützliche Qualität der Eltern:
- Durch ihrer eigenen beruflichen Erfahrungen können die Eltern bestimmte Einschätzungen geben. Auch wenn GEBNER (2003, 67) dies nicht näher ausführt, sind darunter nach Ansicht der Verfasserin dieser Arbeit, zum einen Einschätzungen über die Arbeitsmarktlage zu verstehen. Zum anderen jene Einschätzung, ob die Jugendlichen die Anforderungen eines bestimmten Berufes aufgrund ihrer Fähigkeiten, Interessen und Persönlichkeit gerecht werden können.⁴¹
- Eltern können sowohl Vorbild als auch abschreckendes Beispiel für ihre Kinder hinsichtlich der Berufstätigkeit sein.
- Ein besonders wichtiger Aspekt – vor allem bei Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung – ist das soziale Kapital der Eltern. Hier führt GEBNER (2003, 67) aus, dass

⁴¹ Es soll hier ganz klar darauf hingewiesen werden, dass die Einschätzung der Eltern nur eine subjektive Ansicht darstellt und nicht unbedingt auch korrekt sein muss.

darunter Beziehungen, Kontakte und soziale Netzwerke der Eltern zu verstehen sind.

- Erwartungen der Eltern an die Kinder können die Jugendlichen in eine bestimmte Richtung lenken.
- Weiters nehmen die Eltern durch die Wahl einer bestimmten Schule bzw. Schulform bereits viel früher Einfluss auf die berufliche Laufbahn ihrer Kinder.

Während GEBNER (2003, 67) die Unterteilung in implizite und explizite Faktoren vornimmt, sprechen WHISTON und KELLER (2004, 493) beispielsweise von familienstrukturellen Variablen („family structure variables“) wie etwa dem Beruf der Eltern und Prozessvariablen der Familie („family process variables“), zu denen z.B. Unterstützung durch die Familie, Wärme und Verbundenheit, sowie Autonomie zählen. Diese beiden Variablen gilt es nun in Anlehnung an LINDSTROM et al. (2007) kurz zu skizzieren. LINDSTROM et al. (2007) stützen ihre Ausführungen auf WHISTON und KELLER (2004), sie erläutern jedoch übersichtlicher, wie die beiden Variablen aussehen.

Zur Familienstruktur zählen etwa demographische Variablen (Bildungsniveau der Eltern, Beruf der Eltern, sowie der sozioökonomische Status. Diese Variablen wirken sich besonders stark auf spätere berufliche Möglichkeiten aus. Nach der Beschaffenheit der „family structure variables“ richtet sich auch die instrumentelle („instrumental support“) und emotionale Unterstützung der Eltern. Zur instrumentellen Unterstützung zählen beispielsweise berufsbezogenen Unterstützungen und Informationen. Zur emotionalen Unterstützung gehören Faktoren, wie beispielsweise die Art der innerfamiliären Beziehungen, also wie gestaltet sich die Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Ebenso zu den familienstrukturellen Variablen gehören sogenannte „informal role models“. Damit gemeint ist, dass durch das Vorliegen solcher informellen Rollenmodelle von Jugendlichen oft ähnliche berufliche Interessen formuliert werden, wie diese bei Familienmitgliedern beobachtet werden können. Das Vorbild der Eltern bezüglich des Arbeitsverhältnisses wird ebenfalls zu den familienstrukturellen Variablen gezählt und wirkt sich auf berufliche Ziele und Erwartungen aus. (vgl. LINDSTROM et al. 2007, 349) LINDSTROM et al. (2007, 349) geben an, dass die „family structure variables“ einen geringeren Einfluss auf die Berufswahl der Jugendlichen mit Beeinträchtigung haben als die „family process variables“.

Zu den „family process variables“ werden von der Familie geäußerte Erwartungen und Berufswünsche gezählt. Ebenso dazu gehören Faktoren wie der Erziehungsstil und Einstellungen der Eltern. Auch das Engagement der Eltern – ob sie beispielsweise Aktivitäten mit ihren Kindern unternehmen, die für die Berufswahl von Bedeutung sein können – beeinflusst den Berufswahlprozess. (vgl. LINDSTROM et al. 2007, 349f) Manchmal ist es jedoch nicht ganz eindeutig, ob bestimmte Einflussfaktoren Prozessvariablen oder Strukturvariablen darstellen.

Neben den Veröffentlichungen von GEBNER (2003) und LINDSTROM et al. (2007) sind noch weitere Ausführungen bekannt, die das Bild über den Einfluss vervollständigen sollen. Nach NISSEN et al. (2003, 103-109; 141f) lassen sich weiters folgende beeinflussende Aspekte herausfiltern: So leben Eltern beispielsweise durch Arbeitsteilung im Haushalt bereits gewisse Stereotypen und Rollenzuschreibungen unbewusst vor. Diese Form von Einfluss würde GEBNER (2003) vermutlich zu den impliziten Aspekten zählen. Die Jugendlichen werden weiters durch das elterliche Verhalten bezüglich eines geäußerten Berufswunsches beeinflusst. Ebenso wirken sich Erwartungshaltungen, konkrete Ratschläge und das Vorleben der eigenen Berufstätigkeit auf die Berufsvorstellungen der Jugendlichen aus. Dies wird auch bei LINDSTROM et al. (2007, 349) angeführt. BEINKE (2002) bezeichnet diese Elemente – Erwartungshaltung und konkrete Ratschläge (1) sowie das Vorleben der eigenen Berufstätigkeit (2) – als die Doppelfunktion der Eltern im Berufswahlprozess. Sie nehmen also direkten (1) und indirekten (2) Einfluss auf den Prozess. Zum Teil finden diese Ausführungen auch bei GEBNER (2003, 67) und LINDSTROM et al. (2007) Berücksichtigung.

Die Bildungsaspirationen der Eltern werden auch von BUSSE und HELSPER (2007, 329) eingebracht. Je höher diese Erwartungen sind, desto höher sind tendenziell auch die Wünsche der Kinder.

Die Berufstätigkeit der Eltern ist wiederum durch die soziale Herkunft und das Bildungsniveau der Eltern bedingt. An dieser Stelle soll ebenso darauf verwiesen werden, dass sich sowohl der sozioökonomische Status als auch das Bildungsniveau der Eltern auf den Bildungsabschluss – und somit auch auf die beruflichen Chancen – der Kinder auswirken. (vgl. LINDSTROM et al. 2007, 349) Je höher die Bildung und der sozioökonomische Status der Eltern sind, desto weniger wahrscheinlich ist ein Schulabbruch der Kinder, zu diesem Schluss kommen FERREIRA et al. (2006, 62; 69ff).

Insbesondere zur Vorbildwirkung der Eltern sind auch andere Positionen bekannt. So weisen VON WENSIERSKI et al. (2005, 15; 82) darauf hin, dass Eltern zwar nach wie vor eine wichtige Rolle im Berufswahlprozess ihrer Kinder spielen, jedoch sind sie – zumindest laut VON WENSIERSKI et al. (2005, 15; 82) – keine direkten beruflichen Vorbilder mehr. Sie schließen deshalb darauf, weil der Berufswunsch der Kinder zu 78, 1% nicht mehr den Beruf der Eltern darstellt. (vgl. VON WENSIERSKI et al. 2005, 82) Wichtig ist, berufliche Vorbilder von das Vorbild und Vorleben von Berufstätigkeit zu unterscheiden. Bei ersterem geht es wirklich darum, dass der Beruf der Eltern als Ziel der eigenen beruflichen Zukunft angesehen wird. Dies mag sich durchaus in der heutigen Zeit – wie VON WENSIERSKI et al. (2005, 15; 82) behaupten – verändert haben. Bei zweiterem wird jedoch ein anderer Aspekt angesprochen. Von den Eltern wird ein Verhalten im Beruf und eine Einstellung zum Beruf und der Berufstätigkeit vorgelebt. Diese Verhaltensweisen können sehr wohl Vorbildwirkung besitzen und sich somit auf den Berufswahlprozess der Jugendlichen auswirken und unterscheiden sich stark von der Tatsache eines beruflichen Vorbildes in einem bestimmten Beruf.

HERZOG et al. (2006, 95) meinen mit der sozialen Unterstützung⁴², sowohl die emotionale als auch die motivationale Unterstützung durch die Eltern. Auch WHISTON und KELLER (2004, 493) haben bereits darauf verwiesen. Da dies im Konzept von GEBNER (2003, 67) keinerlei Berücksichtigung findet, wird das Modell von GEBNER (2003, 67) um den Aspekt der emotionalen und motivationalen Unterstützung erweitert. Denn insbesondere bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung erscheint ein solcher Rückhalt (Bindung) in der Familie durch die Eltern als äußerst wesentlich. (vgl. GREVING/ ONDRACEK 2005, 317; SENCKEL 2006, 165) Dies bestätigen auch die Ergebnisse der 13. Shell-Studie. MÜNCHMEIER (2007, 265) führt aus, dass die Familie und insbesondere die Mutter große Bedeutung für Jugendliche haben. Sie können mit Familienmitgliedern (und besonders mit der Mutter) „Sorgen und Nöte durchsprechen“.

⁴² Im Kapitel über personale und soziale Ressourcen wird dann von sozialer *Unterstützung* und nicht mehr von Ressource gesprochen.

Weiters verweisen HERZOG et al. (2006, 95) auf die Bedeutung des sozialen Netzwerkes⁴³, über das Eltern verfügen, sowie die beruflichen Vorstellungen von Eltern und Jugendlichen, die zum Teil sehr unterschiedlich aussehen können. Die Unterschiede unter anderem über die beruflichen Vorstellungen von Eltern und Jugendlichen sollen auch in der hier vorliegenden Untersuchung thematisiert werden.

Da nun dargelegt wurde, wie verschiedene Autoren den Einfluss der Eltern unterschiedlich aufgreifen, sollen im Folgenden diese Ausführungen zusammengefasst werden. Des weiteren erfolgt die Darstellung, was in dieser Arbeit unter dem Einfluss der Eltern auf die Berufswahl zu verstehen ist.

3.3.2 Verwendetes „Einfluss-Modell“

Die Modelle von GEBNER (2003, 67) und LINDSTROM et al. (2007) gehen gänzlich unterschiedlich an die Erarbeitung des Einflusses heran. Strukturell wird dem Modell von GEBNER (2006, 67) gefolgt, da es als übersichtlicher angesehen wird. Einzelne Aspekte, etwa aus der Studie von LINDSTROM et al. (2007), werden in das Modell von GEBNER (2003, 67) hineingenommen und erweitern es. Aus dieser Darstellung des Modelles ergeben sich die Kategorien für die Auswertung der Interviews, die im Zuge der Arbeit mit Eltern und Jugendlichen geführt werden (vgl. Kapitel 4.2.2). Grundsätzlich wird zwischen zwei Formen von Einfluss unterschieden. Dem **impliziten** und **expliziten** Einfluss.

3.3.2.1 Impliziter Einfluss

GEBNER (2003, 67) versteht unter dem impliziten Einfluss jenen von sozialen, ökonomischen und kulturellen Determinanten. Genauer führt er jedoch nicht aus, was zu diesen Determinanten zu zählen ist. Diese Detaillierung wird durch die zusätzliche Literatur, die bereits vorgestellt wurde, vorgenommen.

Zu den sozialen Determinanten zählt die Verfasserin der vorliegenden Arbeit die emotionale und motivationale Unterstützung, die sowohl LINDSTROM et al. (2007, 349) einbringen, als auch HERZOG et al. (2006, 95). Die emotionale Unterstützung wird von

⁴³ GEBNER (2003, 67) fasst das soziale Netzwerk unter dem Terminus „soziales Kapital“ zusammen.

LINDSTROM et al. (2007, 349) genauer beschrieben als Art der innerfamiliären Beziehung. Je nachdem wie sich diese Beziehungen darstellen, sieht auch eine emotionale Unterstützung aus. Dies wird in Familien sicherlich unterschiedlich sein. Ein Kind benötigt eine „Schulter zum Anlehnen“, für ein anderes ist es vorrangiger darüber zu reden.

Weiters wird dazu selbstverständlich auch das soziale Umfeld, das soziale Netzwerk der Familie⁴⁴ gefasst. Dies wird wiederum durch die ökonomischen Möglichkeiten bedingt und umgekehrt. Ebenso in Wechselwirkung mit sozialen und ökonomischen Bedingungen stehen die kulturellen. Dazu werden neben dem kulturellen Hintergrund der Familie beispielsweise auch die Bildung der Eltern gezählt. Genauso hierunter fallen Erziehungsstile, Rollenzuschreibungen und Stereotypen, die den Jugendlichen vorgelebt werden. Diese sind natürlich beeinflusst durch den jeweiligen kulturellen Kontext, in dem sich Jugendliche und deren Eltern bewegen. Einstellungen und Werte generell sowie jene der Arbeit gegenüber, werden von der Verfasserin dieser Arbeit ebenso zu den impliziten Einflüssen gezählt.

3.3.2.2 Expliziter Einfluss

Der explizite Einfluss der Eltern wurde von GEBNER (2003, 67) bereits eindeutig definiert und somit oben zuvor ausführlich dargestellt. Deshalb werden die Ausführungen zum expliziten Einfluss hier lediglich überblicksartig wiederholt:

- Eltern als Informationsquelle
- Einschätzungen der Eltern
- Vorbildwirkung bzw. abschreckendes Beispiel
- Soziales Kapital, Beziehungen und Netzwerke der Eltern
- Erwartungen an die Jugendlichen
- Wahl der Schulform als frühe Form des Einflusses

Da nun die wesentlichen theoretischen Elemente erläutert wurden, folgt der empirische Teil der Arbeit. Begonnen wird mit der Vorstellung der methodischen Vorgehensweise.

⁴⁴ Im Gegensatz zum Netzwerk beim expliziten Einfluss, das sich lediglich auf ein beruflich bedeutsames Netzwerk bezieht, sind hier das generelle Umfeld und soziale Kontakte der Familie gemeint,

4 Methodisches Vorgehen zur Erhebung und Auswertung

Bei der Bearbeitung der Forschungsfrage wird qualitativ vorgegangen. Es gilt subjektive Wirklichkeiten (in sozialen Kontexten) zu erfassen. Im Gegensatz zur quantitativen Forschung legt die qualitative kein Schablone über die Welt von Menschen, die eventuell gar nicht in dies Schablone passt/passen soll und ermöglicht somit einen individuellen, weiten und offenen Blick. (vgl. PRENGEL et al. 2010, 34; BENNEWITZ 2010, 44; 47) Diese Aspekte sind bei der Erforschung des Berufswahlprozesses von Jugendlichen mit Beeinträchtigung und dem Einfluss der Eltern wichtige Voraussetzungen⁴⁵.

Die Erhebung erfolgt mittels insgesamt acht problemzentrierter Interviews – vier Interviews mit den Jugendlichen und vier Interviews mit einem Elternteil⁴⁶ – und die Auswertung wird mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING vorgenommen. Das methodische Vorgehen soll nun näher erläutert werden.

⁴⁵ Wenn quantitative und qualitative Forschung auch ihre Unterschiede haben (müssen), sind sie jedoch nicht als absolut konträr und unvereinbar anzusehen, sondern weisen Gemeinsamkeiten auf, überschneiden sich und lassen unterschiedliche sinnvolle Kombinationsmöglichkeiten zu (vgl. OSWALD 2010, 186; PRENGEL et al. 2010, 34). OSWALD (2010, 187) beschreibt einen grundsätzlichen Unterschied zwischen qualitativer und quantitativer Forschung indem er darauf verweist, dass die qualitative Forschung im Idealfall sowohl Einzelfälle interpretiert, als auch generalisiert. Die quantitative Forschung hingegen bewegt sich lediglich auf der Ebene der Generalisierung. Dies liegt in der Logik der Quantifizierung, denn „die Gleichheit [wird] durch den Messvorgang erzeugt [...]“ (OSWALD 2010, 187). Dies ist hier insofern wichtig, als dass es in der vorliegenden Arbeit darum geht, die Einzelfälle der Jugendlichen und ihrer Eltern zu interpretieren. Jedoch soll versucht werden, Tendenzen hinsichtlich einer möglichen Generalisierung aufzuzeigen. Da die gewählten Aspekte des Berufswahlprozesses, die hier untersucht werden, bisher nicht ausreichend beforscht wurden ist es unabdingbar die Einzelfälle erstmals qualitativ darzustellen. Durch die Tendenzen, die sich aus den je vier Interviews ergeben können, kann jedoch die Grundlage für eventuell künftige (auch quantitative) Forschung gelegt werden.

⁴⁶ Es soll derjenige Elternteil interviewt werden, der die Jugendlichen am ehesten beim Prozess begleitet. Die Ergebnisse der Untersuchung von BEINKE (2002, 195) haben gezeigt, dass zum einen nicht beide Elternteile gleich stark in den Berufswahlprozess integriert sind und zum anderen die Unterstützung überwiegend von den Müttern geleistet wird.

4.1 Erhebung

Das qualitative Interview, das klarerweise zu den qualitativen Methoden gezählt wird, soll in Form eines problemzentrierten Interviews durchgeführt werden. Diese Methode als Erhebungsinstrument erscheint deshalb besonders passend, da der Interviewer sowohl die Möglichkeit hat, anhand eines Leitfadens auf Themen einzugehen, die für seine Forschung wichtig sind, als auch dem Interviewten die Chance gibt – in diesem Fall den Eltern und Jugendlichen – Aspekte einzubringen, die vom Interviewer nicht bedacht wurden. Sie können aus ihrer subjektiven Sicht den Prozess und ihre Rolle beschreiben, ohne dass der Interviewer auf wichtige Aspekte für seine Erhebung verzichten muss. (vgl. TERHART 1997, 29) LAMNEK (2005, 364) beschreibt dies mit den Worten „induktive und deduktive Vorgehensweise“. Die deduktive Vorgehensweise geht von einer Theorie aus, von erklärenden Prinzipien und daraus generierten Hypothesen und führt darauf hin Beobachtungen im Feld durch. Die induktive Vorgehensweise geht den umgekehrten Weg. Sie beobachtet und entwickelt daraus erklärende Prinzipien, also etwa Theorien oder Hypothesen. (vgl. LAMNEK 2005, 250) In der hier vorliegenden Untersuchung werden Induktion und Deduktion kombiniert. Denn es werden bestehende Theorien – in der vorliegenden Arbeit das Phasenmodell der Berufswahl bzw. Berufswahltheorien und das entwickelte Einflussmodell – als Ausgangspunkt angenommen, jedoch können diese Konzepte durch die Interviews eventuell modifiziert werden (vgl. LAMNEK 2005, 364).

4.1.1 Das problemzentrierte Interview

Für die Erhebung wurde sich für das problemzentrierte Interview entschieden. Diese Form des qualitativen Interviews stellt eine Kombination unterschiedlicher methodischer Elemente dar. Es finden sich Aspekte des leitfadenorientierten Interviews, der offenen Befragung, der Fallanalyse und der biographischen Methode wieder (FRIEBERTSHÄUSER/LANGER 2010, 442; WITZEL 1985, 230 zit. nach LAMNEK 2005, 364). Im Folgenden wird jedoch das problemzentrierte Interview als Einzelmethode dargestellt und somit nicht näher auf das multimethodische Konzept WITZELS eingegangen. Der Interviewer bereitet sich durch Literaturrecherche auf das soziale Feld vor. „Aus den gesammelten Informationen filtert er die für ihn relevant erscheinenden Aspekte des Problembereichs der sozialen Realität heraus, verknüpft und verdichtet sie zu einem theoretischen Konzept“

(LAMNEK 2005, 364). Der Forscher kann nicht als Tabula rasa ins Feld gehen, denn über ein Vorwissen, in welcher Form auch immer, wird er in jedem Fall verfügen. Somit erscheint es sinnvoll, dieses Vorwissen bereits auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützen zu können. (vgl. LAMNEK 2005, 364) Dem sozialen Feld begegnet er also mit Vorwissen und einer bestimmten Problemstellung. Denn es interessiert den Forscher ein Aspekt der sozialen Realität, den er erforschen möchte. (vgl. FRIEBERTSHÄUSER/ LANGER 2010, 442) In der vorliegenden Arbeit sind dies die Aspekte des Berufswahlprozesses der Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung und der Einfluss der Eltern auf diesen.

Neben der notwendigen Problemzentrierung ist inkludiert das problemzentrierte Interview auch frei erzählende Elemente. Denn der Interviewte soll durch möglichst offene Fragen und einen ersten Erzählimpuls frei über das „Problem“ aus seiner Perspektive erzählen. (vgl. LAMNEK 2002, 177) Der Forscher befindet sich also in einem ständigen Wechselspiel „zwischen der geforderten Offenheit und seinen theoretischen Vorstrukturierungen“ (WITZEL 1985, 231 zit. nach LAMNEK 2002, 177).

WITZEL (2000, 2f) veranschlagt drei Grundpositionen des problemzentrierten Interviews, die im Folgenden kurz erläutert werden sollen. Diese Positionen sind die *Problemzentrierung*, die *Gegenstandsorientierung* und die *Prozessorientierung*.

Die Problemzentrierung wurde bereits kurz angesprochen. Es interessiert eine gesellschaftliche Problemstellung die Thema des Interviews ist. Durch das bereits angesprochene Vorwissen, mit dem dem Feld begegnet wird, wird ermöglicht, dem Interviewten inhaltlich zu folgen, Fragen zu stellen, zu verstehen. (vgl. WITZEL 2000, 2) Ein professionelles Arbeiten wird durch das Vorwissen also erst ermöglicht.

Die Gegenstandsorientierung verweist darauf, dass diese Methode flexibel mit den unterschiedlichen Untersuchungsgegenständen umgehen kann. Hierunter zu zählen sind auch die Ausführungen von WITZEL bezüglich des multimethodischen Ansatzes. Insbesondere für Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung wesentlich ist die Flexibilität bezüglich des Interviews selbst. Denn je nach Reflexivität und Eloquenz des Befragten, kann ein Nachfragen dosiert werden. (vgl. WITZEL 2000, 3) Wenn somit die Jugendlichen Schwierigkeiten haben, von ihrem Berufswahlprozess und dem Einfluss ihrer Eltern zu berichten, steht dem Interviewer die Möglichkeit zur Verfügung, genauer Nachzufragen, Denkanstöße zu geben und ähnliches, um dem Jugendlichen das Erzählen zu vereinfachen und somit auch Genaueres über den Untersuchungsgegenstand zu erfahren.

Auf den gesamten Forschungsablauf bezieht sich nun die Prozessorientierung. WITZELS (2000, 3) Erläuterungen zufolge, ist die Prozessorientierung im Zuge des Interviews besonders wichtig. Im Idealfall entsteht im Laufe des Gesprächs Vertrauen und dies fördert die Offenheit des Interviewpartners. Es soll die Problemsicht des Interviewten in Kooperation mit dem Interviewer erarbeitet werden. Somit sind Korrekturen von vorherigen Aussagen, Wiederholungen und Neuformulierungen möglich und ebenfalls wünschenswert. Ebenso können Widersprüchlichkeiten auftreten, die wohl eine Unentschlossenheit oder Ambivalenz ausdrücken können. Außerdem können sie jedoch auf Missverständnisse sowie auf Fehler und Lücken in der Erinnerung hindeuten. Es erscheint also unverzichtbar, hier nachzufragen und dies zu thematisieren. (vgl. WITZEL 2000, 3)

In diesem Zusammenhang soll ebenso auf die „Explikation“ hingewiesen werden. Damit ist eben dieses Nachfragen gemeint. Es ist für den Forschungsprozess wesentlich, dass bei Unklarheiten der Interviewpartner gebeten wird, Aspekte noch klarer auszuführen. Ebenso ist es empfehlenswert, Ausführungen zu paraphrasieren und eventuell Deutungsvorschläge zu unterbreiten. (vgl. LAMNEK 2002, 167) Somit wird dem Fall entgegengewirkt, dass das Geäußerte falsch verstanden bzw. interpretiert wird. Es gibt außerdem dem Interviewten die Möglichkeit, auf für ihn besonders wichtige Aspekte nochmals hinzuweisen oder aber auch Ausführungen zu ergänzen bzw. abzuändern.

Dem Interviewer stehen insgesamt vier Instrumente der Datenerhebung zur Verfügung. Alle vier Instrumente werden in der vorliegenden Arbeit herangezogen und somit kurz erläutert. Bei den vier Techniken handelt es sich um einen

- *Kurzfragebogen*, den
- *Leitfaden*, die
- *Tonbandaufzeichnung* des Gesprächs, sowie ein
- *Postskript*.

Im Kurzfragebogen – in einigen Disziplinen auch soziodemographisches Datenblatt genannt – werden Daten zur Person erhoben, die von Bedeutung sein können. Hierunter fallen beispielsweise Geschlecht, Alter, Ausbildung, Wohnort, Herkunft, etc. Dieser Kurzfragebogen kann sowohl vor als auch nach dem Interview erhoben werden. Der Leitfaden, der dem Interviewer als Stütze dienen soll, wird in Kapitel 4.1.2 Gegenstand sein. Die Tonbandaufzeichnung ermöglicht dem Interviewer sich gänzlich auf das Gespräch zu

konzentrieren. Es wird nach dem Interview vollständig transkribiert und stellt die Grundlage für die nachfolgende Auswertung dar. (vgl. LAMNEK 2005, 366f; WITZEL 2000, 4) Die Transkription erfolgt in normalem Schriftdeutsch. Angesichts dessen, dass es um die inhaltlichen Aussagen gehen soll, ist dies eine angemessene Methode. Der Dialekt wird bereinigt und Satzbaufehler werden ebenso behoben. Ebenso werden in der Transkription kurze Pausen durch ... festgehalten, lange Pausen werden durch (Pause) gekennzeichnet. Ebenso wird festgehalten, wenn der Interviewpartner lacht (lacht), das Telefon läutet oder ähnliches⁴⁷. (vgl. MAYRING 2002, 91f) Im Postskript werden etwa Gesprächsinhalte, die vor und nach der Tonbandaufzeichnung geführt wurden, sowie situative Bedingungen (Beschreibung des Interviewortes, Anwesenheit Dritter, etc.) und nonverbale Reaktionen (Charakterzüge, Gestik, etc.) festgehalten. Es sollte direkt nach der Durchführung des Interviews angefertigt werden. (vgl. LAMNEK 2005, 366f; 391f; WITZEL 2000, 4)

4.1.2 Entwicklung des Interviewleitfadens

Der Leitfaden im problemzentrierten Interview soll dem Interviewer dabei helfen, keine Aspekte, die ihm für seine Untersuchung wichtig sind, zu vergessen und fungiert somit als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen. Themen, die vom Interviewten bereits ausreichend ausgeführt wurden, bedürfen keiner zusätzlichen Frage mehr. Wurde jedoch vom Interviewten ein Aspekt nicht oder nur unzureichend erwähnt, kann der Interviewer mit Hilfe des Leitfadens weitere Aspekte ansprechen und nachfragen. (vgl. LAMNEK 2005, 367; WITZEL 2000, 4) Somit ist der Leitfaden nicht als unumstößlicher Fragenkatalog zu verstehen, der es mit sich bringt, dass strikt eine Frage nach der anderen gestellt wird. Der Interviewer hat dem Prinzip der Zurückhaltung Folge zu leisten, um den Betroffenen sprichwörtlich zu Wort kommen zu lassen (vgl. LAMNEK 2002, 165).

Gegenstand der Interviews für die Diplomarbeit und somit auch der Leitfäden⁴⁸ sind die beiden ersten Phasen des Berufswahlprozesses nach HERZOG et al. (2006) und der Einfluss der Eltern. Aufgrund der theoretischen Auseinandersetzung mit diesen Themen konnten zwei Leitfäden entwickelt werden – einer für die Jugendlichen mit Beeinträchtigung und einer für den jeweiligen Elternteil. Die beiden Leitfäden wurden parallel gene-

⁴⁷ Die Transkriptionsregeln finden sich zusammengefasst im Anhang.

⁴⁸ Die beiden Leitfäden sind im Anhang zu finden.

riert, sind ident aufgebaut und behandeln die gleichen Aspekte. Lediglich die Perspektive, der Blickwinkel wurde verändert. Der Grund dafür liegt in der Überlegung, dass durch die Befragung beider – Jugendlicher und Eltern – ein Gesamtbild der Situation gezeichnet werden soll. Die Interviews können sich gegenseitig ergänzen und unterschiedliche Aspekte einbringen. Um zu erfassen, welche Rolle die Eltern im Berufswahlprozess spielen, erscheint es jedenfalls unabdingbar, die gleichen Aspekte im Interview anzusprechen und zu erheben.

Die beiden Interviewleitfäden folgen einer zeitlich logischen Strukturierung. Die Fragen widmen sich zuerst der ersten Phase des Berufswahlprozesses und danach der zweiten Phase, da auch diese in eben jener Reihenfolge stattfinden. In diesen Phasen können die Eltern die Jugendlichen unterschiedlich beeinflussen. Es wurde versucht nach dem Einflussmodell (vgl. Kapitel 3.3.2) und passend zur Situation in den beiden Phasen einige Fragen zu formulieren. Der Leitfaden besteht aus relativ detaillierten Fragestellungen, die jedoch nicht notwendigerweise alle gestellt werden müssen. Ziel ist es durch allgemeine Fragen zur Berufswahl die Interviewten zum freien Erzählen zu bewegen. Jedoch kann dies gerade bei Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung schwierig sein. Aus diesem Grund wurden weitere detailliertere Fragen entwickelt, die dem Interviewer ermöglichen, nachzufragen und somit mehr Informationen zum Untersuchungsgegenstand zu erlangen. Je nach Reflexivität und Eloquenz des Interviewten kann der Interviewer adäquat reagieren (vgl. WITZEL 2000, 3).

4.1.3 Vorgehensweise vor und während der Erhebung – Gestaltung des Interviews

Die Interviewpartner wurden über die Jobfabrik gesucht und gefunden. Von den jeweiligen Integrationsbegleiterinnen wurden Jugendliche und Eltern angesprochen. Wenn sich diese für die Interviews bereit erklärten, wurden ihre Kontaktdaten an die Verfasserin weitergegeben und ein Termin vereinbart. Das Interview mit den Jugendlichen wurde entweder zuhause im gewohnten Umfeld oder in den Räumlichkeiten der Jobfabrik, die sie bei der Integration begleitet, durchgeführt. Den Eltern wurde angeboten, das Interview entweder bei ihnen zuhause oder auch in der Institution durchzuführen. Wichtig erschien, dass das Interview in der natürlichen Umgebung stattfand. Denn das qualitative Interview zeichnet sich durch die Lebensnähe aus und sollte daher auch im Umfeld der Interview-

partner geführt werden. Da Jugendliche und deren Eltern befragt wurden, schien es sinnvoll zu sein, im Besonderen das Interview mit den Jugendlichen unter vier Augen zu führen, um dem Prinzip der Vertraulichkeit gerecht zu werden. Ebenso von Bedeutung wird das Sprachniveau sein, das bei den Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung berücksichtigt werden muss. (vgl. LAMNEK 2005, 396f)

Diese Überlegungen werden ebenso gestützt von den Ausführungen von HAGEN (2002, 299ff). Sie setzte sich mit der Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung auseinander und entwickelte einige Eckpunkte, die bei der Befragung dieser Zielgruppe mit zu bedenken sind. Begonnen werden muss mit der Auswahl der passenden Interviewmethode, „die zum einen den Erzählenden größtmöglichen Raum für ihre Problemsichten gibt. Zum anderen sollte mittels eines Leitfadens mit den interessierenden Fragen die Interviewsituation so strukturiert werden, dass die jeweiligen Problemlagen erfasst werden“ (HAGEN 2002, 299). Auf diese Besonderheit des problemzentrierten Interviews wurde bereits in Kapitel 4.1.1 hingewiesen. Die Auswahl der Methode wird somit durch die Ausführungen von HAGEN (2002, 299) mitgetragen.

HAGEN (2002, 299ff) weist ebenfalls darauf hin, dass es bei Menschen mit Beeinträchtigung wichtig ist, das lebensweltliche Setting (institutioneller Kontext) der Betroffenen zu kennen. Ebenso sollte der Sprachgebrauch angepasst werden und das Interview soll in der alltäglichen Umgebung stattfinden. Um Gesten und Mimik festhalten zu können, ist das Interview – wenn es wie im vorliegenden Fall per Tonband aufgezeichnet wird – möglichst zeitnah zu transkribieren und ferner Gesten und Mimik zu protokollieren. (vgl. HAGEN 2002, 299ff)

Auf eine weitere Besonderheit macht HAGEN (2002, 301) aufmerksam. Sie hat bei ihren durchgeführten Interviews festgestellt, dass das Setting – separater Raum, Zweiergespräch – oft als beängstigend empfunden wurde. Umso wesentlicher erscheint es, die Jugendlichen darauf hinzuweisen, dass das Interview kein Test ist, es weder falsch noch richtig gibt und alle Informationen vertraulich behandelt werden. Auch HAGEN (2002, 301) war es wichtig, auf diese Aspekte und die Freiwilligkeit hinzuweisen, konnte aber trotz alledem den Interviewpartnern nicht immer die Angst nehmen. (vgl. HAGEN 2002, 301.) Dieses Umstandes soll sich der Interviewer beim Interview bewusst sein. Ebenso zeigt sich, dass von Menschen mit Beeinträchtigung oft Antworten gegeben werden, von denen sie glauben, sie entsprächen der sozialen Erwünschtheit (vgl. HAGEN 2002, 295).

Auch dessen muss sich bewusst sein und wird dadurch entgegengewirkt, dass die Jugendlichen darauf hingewiesen werden, dass es weder richtig noch falsch gibt.

Für den Ablauf des Interviews setzt die Theorie insgesamt fünf Phasen des Interviews an. Bei der Durchführung der Interviews für die vorliegende Arbeit erfolgt die Orientierung an diesen Phasen.

Die *Phase 0* kann vor dem Interview positioniert werden. Oft kann sie als Erleichterung beim Einstieg ins Gespräch fungieren. Es wird dem Interviewten ein Kurzfragebogen, der eines der bereits aufgezählten Instrumente des problemzentrierten Interviews darstellt, vorgelegt. Erhoben werden Informationen, die für die spätere Interpretation des Interviews von Bedeutung sein können. Dazu zählen etwa Alter, Geschlecht, Herkunft, Beruf, etc. (vgl. LAMNEK 2002, 178; LAMNEK 2005, 366)

Phase 1, die Erklärungsphase, ist quasi der allererste Einstieg ins Gespräch. Dem Interviewten wird kurz erklärt, um welchen Problembereich es im Interview gehen soll. Ebenso soll das erzählerische Paradigma deutlich gemacht werden. (vgl. LAMNEK 2002, 178; LAMNEK 2005, 365) Für die hier durchgeführten Interviews wurden zwei Gesprächseinstiege⁴⁹ – einer für die Jugendlichen und einer für die Eltern – formuliert.

In *Phase 2* soll der Interviewte durch einen Erzählimpuls, also eine möglichst offene Frage oder ein Beispiel, zum Erzählen animiert werden. Diese Phase wird als allgemeine Sondierung bezeichnet und strebt weiters den Abbau möglicher emotionaler Blockaden an. (vgl. LAMNEK 2002, 178; LAMNEK 2005, 365) Es gilt also ein Vertrauensverhältnis und eine gute Gesprächsbasis aufzubauen.

In *Phase 3*, der spezifischen Sondierung, geht es darum, dass der Interviewer das Geäußerte versteht⁵⁰. Er soll durch Zurückspiegelung, Verständnisfragen und Konfrontation erfassen, was der Interviewte meint. Mit Zurückspiegelung ist gemeint, dass der Interviewer mit seinen eigenen Worten das Geäußerte wiedergibt und somit bereits eine mögliche Interpretation vorschlägt. Widersprüche und Unklarheiten werden mittels Verständnisfragen angesprochen und hinterfragt. Diese können aber auch durch direkte Konfrontation thematisiert werden. Bei der Konfrontation muss jedoch sehr einfühlsam vorgegangen werden, um die weitere Erzählbereitschaft nicht negativ zu beeinflussen. Diese Nachfragemethoden können aber ebenso die Erzählbereitschaft des Interviewten erhöhen, da sich

⁴⁹ Die beiden Gesprächseinstiege finden sich im Anhang.

⁵⁰ Auch die Explikation kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden (vgl. 4.1.1).

der Befragte dadurch wahrgenommen bzw. ernstgenommen fühlen kann (vgl. LAMNEK 2002, 178; LAMNEK 2005, 365f). Es ist vorstellbar, dass dies vor allem bei den Eltern der Jugendlichen der Fall sein kann. Sie begrüßen es möglicherweise, wenn der Interviewer Interesse zeigt und ihnen zu hört, sich ihrer Rolle annimmt.

Abschließend werden in *Phase 4* offen gebliebenen Fragen aus dem Leitfaden angesprochen. Jene Aspekte, die vom Befragten noch nicht oder zu wenig erläutert wurden, werden nun als ad hoc Fragen eingebracht. (vgl. LAMNEK 2002, 178; LAMNEK 2005, 366) Als allerletzte Frage wird dem Interviewten nochmals die Möglichkeit gegeben, Aspekte, die ihm wichtig sind, zu ergänzen oder etwas noch näher ausführen.

4.2 Auswertung

Die Auswertung der Interviews wird mittels der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING vorgenommen. Die Interviews werden bei dieser Methode innerhalb des Kontextes interpretiert. Der Text, der aus einer Form von Kommunikation stammen soll, in diesem Fall die Interviews und ihre Transkription, wird zergliedert und analytisch in inhaltliche Kategorien zusammengefasst. Näheres wird nun vorgestellt. (vgl. MAYRING 2007, 42f)

4.2.1 Qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING (2007)

Nach MAYRING (2007, 58) stehen zur Analyse drei Grundformen der qualitativen Inhaltsanalyse zur Verfügung. Diese sind die

- Zusammenfassung
- Explikation
- Strukturierung

Bei der *Zusammenfassung* gilt es das Material zu reduzieren und abstrahieren. Es soll jedoch ein Abbild des Grundmaterials bestehen bleiben. Die *Explikation* hingegen konzentriert sich auf jene Aspekte, die aus dem Text nicht klar hervorgehen und erweitert es durch zusätzlich herangetragenem Material. Die *Strukturierende Inhaltsanalyse* widmet sich einzelnen Aspekten, die es aus dem Material – hier den Interviews – herausfiltern

möchte. (vgl. MAYRING 2007, 58) Dies ist auch die hier ausgewählte Form. Die weiteren Ausführungen stützen sich auf die strukturierende Inhaltsanalyse.

Die strukturierende Inhaltsanalyse ist laut MAYRING (2007, 82) die zentralste inhaltsanalytische Technik. Wie bereits erwähnt soll das Material nach einzelnen Aspekten strukturiert werden. Dies geschieht durch die Bildung und das Herantragen eines Kategoriensystems an das Material. Wesentlich ist, dass die Struktur, die es zu erfassen gilt, aus der Fragestellung abgeleitet wird. (vgl. MAYRING 2007, 82f) Im Falle der hier zu untersuchenden Fragestellung ist es Ziel, den Einfluss der Eltern in den ersten beiden Phasen des Berufswahlprozesses zu erfassen. Die Struktur wird somit durch das theoretisch erarbeitete Einflussmodell vorgegeben und beinhaltet zum einen den implizite und zum anderen den explizite Einfluss. Diese Struktur wird ebenfalls für die Kategorienbildung von Bedeutung sein. Denn diese beiden Strukturdimensionen werden noch weiter differenziert⁵¹. (vgl. MAYRING 2007, 83)

Grundsätzlich muss sich ein weiteres Mal für eine von vier Varianten der strukturierenden Inhaltsanalyse entschieden werden. MAYRING (2007, 85) unterscheidet zwischen der formalen, der inhaltlichen, der typisierenden und der skalierenden Strukturierung. Da es darum gehen soll, Inhalte zu extrahieren und zusammenzufassen, wird der inhaltlichen Strukturierung der Vorzug gegeben.

Nachdem nun Kategorien gefunden worden sind, wird in einem Probedurchgang das erste Mal das Material bearbeitet. Das erfolgt, wie der Hauptdurchgang in zwei Arbeitsschritten. Jene Textstellen, die zu den Kategorien zählen, werden herausgelesen und markiert (Fundstellenbezeichnung). Danach werden im Falle der inhaltlichen Strukturierung die extrahierten Stellen paraphrasiert. (vgl. MAYRING 2007, 83; 89) Die Kernaussagen werden daraufhin in der Generalisierung herausgelesen und in einem weiteren Schritt den Kategorien zugeordnet. Um die Kategorisierung möglichst übersichtlich zu gestalten, wird im Transkript mit Zeilennummern gearbeitet und den einzelnen Kategorien werden Farben zugeordnet. Nach diesem Probedurchgang kann eine Überarbeitung der Katego-

⁵¹ Näheres zu den exakten Kategorien und deren Inhalte wird in Kapitel 4.2.2 folgen.

rien und ihrer Definitionen von Nöten sein, bevor schließlich der Hauptdurchlauf beginnen kann⁵².

4.2.2 Kategorienbildung

Wie bereits ausgeführt, lassen sich zwei Hauptkategorien identifizieren. Diese orientieren sich am Einflussmodell und sind sowohl in der ersten als auch in der zweiten Phase des Berufswahlprozesses vorstellbar. Die beiden Hauptkategorien sind

- Impliziter Einfluss der Eltern
- Expliziter Einfluss der Eltern

Eine weitere Hauptkategorie soll jedoch ergänzt werden. Wenn den Eltern kein Einfluss zukommt, sondern einer anderen Person, dann soll dies durch die dritte Kategorie „weitere Einflussfaktoren“ in die Ergebnisse einfließen, um für die künftige Forschung eventuell gänzlich andere Ansatzpunkte zu liefern.

Die beiden ersten Hauptkategorien sind jedoch jene, die sich direkt auf die Forschungsfrage beziehen und somit im Blickpunkt stehen. Sie werden nun noch weiter differenziert. Neben den Kategorien 1-9 werden meist auch mögliche Ausprägungen genannt. Die beziehen sich auf die Art des jeweiligen Einflusses, der entweder positiv oder negativ sein kann. Für den Einfluss erscheint es wesentlich bedeutsamer, wie die Jugendlichen die unterschiedlichen Faktoren wahrnehmen, als woher die Eltern beispielsweise ihre Informationen haben. Denn dies wirkt sich nicht unmittelbar auf die Tatsache aus, ob ein Einfluss seitens der Eltern besteht oder nicht. Was unter den Ausprägungen positiv und negativ verstanden wird, wird im Zuge der Kategorienbeschreibung näher ausgeführt.

Expliziter Einfluss

1. Informationsweitergabe (vgl. GEBNER (2003, 67) „Eltern als Informationsquelle“)
 - 1a. positiv (im Sinne einer Hilfestellung)
 - 1b. negativ (im Sinne einer abwertenden Weitergabe)
2. Einschätzung der Berufswünsche (-wahl) durch die Eltern
 - 2a. positiv (im Sinne der realistischen Chancen des Jugendlichen)

⁵² Bei der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse wird ein Ablaufmodell mit 10 Schritten veranschlagt (vgl. MAYRING 2007, 84; 89)

- 2b. negativ (im Sinne der unrealistischen Chancen des Jugendlichen)
- 3. Vorbild
 - 3a. positiv (positives Vorbild)
 - 3b. negativ (abschreckendes Beispiel)
- 4. Soziales Kapital
- 5. Erwartungen an die Jugendlichen
 - 5a. positiv (im Sinne der Fähigkeit zur Zukunftsbewältigung)
 - 5b. negativ (im Sinne der Fähigkeit zur Zukunftsbewältigung)
- 6. Wahl der vorherigen Schulform⁵³
 - 6a. negativ
 - 6b. positiv

Informationsweitergabe: Darunter wird die Weitergabe von Informationen durch die Eltern an die Jugendlichen verstanden. Es wird nicht zwischen den Informationsquellen unterschieden, sondern lediglich der Art und Weise, wie die Eltern die gesammelten Informationen an ihre Kinder weitergeben. Ebenso zu dieser Kategorie werden das gemeinsame Aufsuchen von Berufsberatungen oder ähnliches.

Positiv (im Sinne einer Hilfestellung): Sind die Informationen für die Jugendlichen hilfreich, d.h. die Informationen führen zur Annahme oder zum Ausschluss eines Berufes, bedeuten sie auch immer eine motivationale (eventuell auch emotionale) Unterstützung und sind somit positiv zu bewerten.

Negativ (im Sinne einer abwertenden Weitergabe): Negativ sind Informationen hingegen, wenn den Jugendlichen durch Phrasen wie „Das kannst du nicht“ oder „das schaffst du nicht“, diese zusätzliche motivationale Unterstützung in einer negativen Form zuteilwerden. Dies ist bereits der erste Hinweis darauf, dass die Formen des impliziten Einflusses in einer Art Wechselwirkung mit den expliziten Einflüssen stehen und manchmal vermutlich auch indirekt aus den Ausführungen über explizite Einflüsse herausgefiltert werden müssen. Ob die Ausprägung der jeweiligen Kategorie positiv oder negativ ist, wird erkannt, wenn die Interviews von Elternteil und Kind gegenübergestellt worden sind.

Einschätzung der Berufswünsche (-wahl) durch die Eltern: Von den Eltern eingeschätzt werden beispielsweise die Arbeitsmarktlage oder auch, ob die Jugendlichen be-

⁵³ vgl. auch Kapitel 3.3.2

stimmten Anforderungen eines Berufes gerecht werden können oder nicht. Es geht hier also darum, ob die Eltern die Berufswünsche der Jugendlichen angesichts der Arbeitsmarktlage und der Anforderungen realistisch einschätzen oder nicht bzw. wie sie die bereits getroffene Berufswahl beurteilen. Diese Kategorie fasst aber nicht nur die Einschätzung der Berufswünsche, sondern auch jene Einschätzungen bezüglich der momentanen beruflichen Tätigkeit. Auch hier ist es zu wenig die positive und negative Ausprägung lediglich danach zu bewerten, ob die Eltern etwas positiv oder negativ einschätzen. Es wird ein weiteres Mal auf den impliziten Einfluss und die dort verankerte soziale Determinante zurückgegriffen. Wie bereits ausgeführt, haben Jugendliche mit Beeinträchtigung häufig unrealistische Berufswünsche.

Positiv (im Sinne der realistischen Chancen des Jugendlichen): Wenn die Eltern die Jugendlichen über eine schlechte Arbeitsmarktlage oder zu hohe Anforderungen an die Jugendlichen aufmerksam machen, kann dies sehr wohl auch positiv von den Jugendlichen aufgefasst werden. Beispielsweise kann dadurch ein intensives Auseinandersetzen mit dem Wunschberuf aufgezeigt werden, dass etwa die Vorstellungen über einen Beruf nicht mit den tatsächlichen Gegebenheiten eines Berufes übereinstimmen.

Negativ (im Sinne der unrealistischen Chancen des Jugendlichen): Negativ wäre hingegen, ähnlich dem oben gewählten Beispiel, wenn die Jugendlichen von den Eltern entmutigt werden, indem ihnen suggeriert wird, dass ihre Berufswünsche aussichtslos sind.

Der Unterschied in positiver und negativer Ausprägung wird hier darin liegen, ob die Eltern durch konstruktive Kritik Veränderungen des Berufswunsches bewirken oder ob sie den Jugendlichen ohne Ausweg den Berufswunsch als unrealistisch vor Augen führen.

Vorbild: Hier soll erfasst werden, wie die Eltern durch das Vorleben ihrer eigenen Berufstätigkeit die Jugendlichen beeinflussen. Sie können als positives Vorbild oder eher als abschreckendes Beispiel von den Jugendlichen wahrgenommen werden. Das bezieht sich klarerweise auf die berufliche Vorbildwirkung.

Positiv (positives Vorbild): Als positives Vorbild gelten die Eltern, wenn sie beispielsweise zuhause positiv über den Beruf sprechen und etwa gerne zur Arbeit gehen. Dann werden sie vermutlich auch von den Jugendlichen in einer positiven Art und Weise wahrgenommen.

Negativ (abschreckendes Beispiel): Wenn Arbeit für die Jugendlichen aufgrund der Vorbildwirkung der Eltern negativ konnotiert ist, wird dies der Ausprägung negativ zugeordnet. Dies kann etwa sein, wenn sich Eltern negativ über ihre Arbeit äußern, über- oder

unterfordert sind, oder etwa durch die Anforderungen in der Arbeit womöglich krank oder abgespannt sind. All dies kann zu einer negativen Vorbildwirkung führen, die die Jugendlichen bezüglich ihrer Berufswahl beeinflusst.

Wenn ein Elternteil sich nicht über Arbeit und Beruf äußert und sich bezüglich der Berufstätigkeit dem Kind gegenüber neutral gibt, ist dies nicht als Vorbild zu bezeichnen und wird somit nicht in die Kategorie aufgenommen.

Soziales Kapital: Darunter fallen Kontakte in der Arbeitswelt, Netzwerke und Beziehungen, die im Alltagsjargon als „Vitamin B“ bezeichnet werden. Wenn solche Kontakte bestehen, können sie für Jugendliche mit Beeinträchtigung von großem Wert sein. Es wird angenommen, dass diese Kontakte entweder einen Einfluss haben und dem jeweiligen Jugendlichen helfen, oder eben nicht vorhanden sind bzw. nicht hilfreich sind und somit auch keinen Einfluss haben. Somit ist es hier nicht notwendig, zwischen Ausprägungen zu unterscheiden. Bei den bisher vorgestellten Kategorien kam es immer auf die Wahrnehmung und Bewertung der Jugendlichen an, bei der Kategorie des sozialen Kapitals ist hingegen auch vorstellbar, dass die Eltern auf Netzwerke zurück greifen, die Jugendlichen aber darüber nicht informieren.

Erwartungen an die Jugendlichen: Die Erwartungen der Eltern an die Jugendlichen können einen positiven oder negativen Einfluss haben.

Positiv (im Sinne der Fähigkeit zur Zukunftsbewältigung): Die Erwartungen können motivierend sein, wenn zum Beispiel ein Jugendlicher erzählt: „Meine Mutter/Vater hat mir das zugetraut und darum hab ich mich dann beworben.“ Somit schwingt auch hier wieder der implizite Einfluss mit. In dieser Kategorie wirkt sich jedoch auch eine generelle Erwartungshaltung – quasi eine „Zutrauenshaltung“ den Eltern gegenüber ihren Kindern aus. Wie sehr lassen Eltern ihre Kinder eigene Entscheidungen treffen und wirken auf diese nur (unter)stützend ein. Und wie sehen sie der Zukunft der Jugendlichen entgegen.

Negativ (im Sinne der Fähigkeit zur Zukunftsbewältigung): Erwartungen können ebenso belastend wirken, oder, wenn die Eltern den Jugendlichen nicht zutrauen, ihre Zukunft zu bewältigen, sich negativ auswirken. Bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung besteht die Möglichkeit, dass die Eltern dazu neigen, ihre Kinder zu bevormunden, überzubehüten und ähnliches. Wenn die Eltern ihren Kindern also nichts zutrauen und sie somit die Entscheidungen für diese treffen oder diese stark beeinflussen.

Wahl der vorherigen Schulform: Es wird anzunehmen sein, dass die Eltern die Entscheidung über die Schulform ohne ihre Kinder treffen. Diese Wahl wird sich aber sicherlich auf die Berufswahl der Jugendlichen auswirken, da sie verschiedene Möglichkeiten eröffnet aber auch verschließen kann. Da diese Entscheidung zum Zeitpunkt der Interviews bereits einige Jahre zurück liegen wird, wird nicht erwartet, dass ihr von den Jugendlichen besondere Bedeutung zugeschrieben wird. Vermutlich werden zu dieser Kategorie hauptsächlich Aussagen von den Eltern zu zählen sein. Unterschieden wird hier danach, wie die Eltern (oder auch die Jugendlichen) die Schule rückblickend beurteilen.

Positiv: Zu dieser Ausprägung werden jene Aussagen gezählt, die die vorherige Schule als förderlich für das Vorankommen der Jugendlichen beschreiben.

Negativ: Sind die Eltern unzufrieden mit der Schulwahl und beurteilen sie die Förderung rückblickend negativ, wird dies zur Ausprägung negativ gezählt werden.

Impliziter Einfluss

Wie das Wort „implizit“ schon vermuten lässt, handelt es sich bei diesen Faktoren um jene, die nicht immer klar artikuliert werden und einer Textstelle zuzuordnen sind. Sie lassen sich aus Angaben – quasi „zwischen den Zeilen“ – herauslesen, betreffen zwischenmenschliche Verhältnisse, aber auch Daten, die im Zuge des Kurzfragebogens erhoben wurden. Näheres folgt nun:

7. Soziale Determinanten
 - 7a. positiv
 - 7b. negativ
8. Ökonomische Determinanten
 - 8a. positiv
 - 8b. negativ
9. Kulturelle Determinanten
 - 9a. positiv
 - 9b. negativ⁵⁴

⁵⁴ vgl. auch Kapitel 3.3.2

Soziale Determinanten: Hierzu werden etwa die emotionale und motivationale Unterstützung gezählt. Die Ausprägungen positiv und negativ ergeben sich auch hier wiederum aus den Ausführungen der Jugendlichen, nachdem die Interviews gegenüber gestellt worden sind.

Positiv: Sprechen die Jugendlichen mit den Eltern häufig über Arbeit und Berufswahl, zeigen die Eltern Verständnis und sprechen den Jugendlichen zu, wirkt sich dies emotional unterstützend auf die Jugendlichen aus. Dies kann somit aus Aussagen implizit herausgefiltert werden. Ebenso dazu gehört etwa die Atmosphäre während der Gespräche mit den Eltern über die berufliche Zukunft. Bei der motivationalen Unterstützung ist es von Bedeutung, dass die Eltern wiederholt ihre Kinder motivieren. Wie bereits beim expliziten Einfluss erläutert, kommt es hier darauf an, was bei den Jugendlichen auch ankommt. Denn nur der Wille der Eltern, ihre Kinder zu unterstützen, wird sich nicht beeinflussend auswirken. Es kommt somit auf alle sozialen Dispositionen an, die ein Gelingen der Berufswahlentscheidung fördern.

Negativ: Hierunter fallen jene sozialen Dispositionen, die sich blockierend auf die Berufswahlentscheidung auswirken, wie etwa Desinteresse der Eltern bezüglich der Berufswahl ihres Kindes, ein im Stichlassen mit der Entscheidung, Demotivation, emotionale Distanziertheit oder etwa Druck von den Eltern, die Berufswahl selbständig und in kurzer Zeit abzuschließen.

Ökonomische Determinanten: Diese Kategorie überschneidet sich ein wenig mit der expliziten Kategorie „Vorbild“. Denn gemeint sind hier etwa Einstellung zu Arbeit und Geld, sowie die ökonomische Zufriedenheit. Ebenso hinein spielt hier das Bildungsniveau der Eltern. Denn nach der beruflichen Qualifikation wird sich etwa auch das Einkommen richten. Das kann, muss aber keinen Einfluss auf die ökonomische Zufriedenheit und die Einstellung zu Arbeit und Geld haben. Wie bereits in Kapitel 1.1 zur Bedeutung der Arbeit ausgeführt wurde, wirken sich hier auch Aspekte der Arbeitsmarktlage (etwa hohe Arbeitslosigkeit) aus. Durch die wirtschaftlich angespannte Lage und der kontinuierlich steigenden Arbeitslosigkeit der letzten Monate, kann dies durchaus einen Einfluss auf die ökonomische Determinante haben. Die Ausprägungen „positiv“ und „negativ“ beziehen

sich ein weiteres Mal auf die Einschätzungen und die Wahrnehmung der Jugendlichen⁵⁵. Hierzu werden die Interviews von Eltern und Jugendlichen gegenübergestellt.

Positiv: Eine positive Einstellung der Arbeit gegenüber kann etwa durch ein verantwortungsbewusstes Umgehen mit Krankenstand, Aussagen über persönliche Erfüllung, interessante Aufgaben, Freude auf und in der Arbeit, und ähnliches zum Ausdruck kommen. Die Einstellung dem Geld gegenüber kann auch in alltäglichen Situationen zu Tage treten, wie beispielsweise: Wofür wird wie viel Geld ausgegeben. Diese Einstellung ist mitbedingt durch das Bildungsniveau der Eltern. Die Angaben auf dem soziodemographischen Datenblatt werden hier bei der Interpretation zur Anwendung kommen.

Negativ: Geldsorgen, sowie negative Arbeitseinstellung (Arbeit als Last, unangenehme Pflicht, etc.) können sich hindernd auf den Berufswahlprozess von Jugendlichen auswirken. Die Gefahr besteht, dass eine niedrige Bildung der Eltern mit niedrigem Lohn einhergeht und sich dies auf die Einstellung dem Geld gegenüber negativ niederschlägt.

In diesem Zusammenhang ist es von äußerster Bedeutung, dass die Angebote zur beruflichen Integration kostenlos zur Verfügung stehen (vgl. Kapitel 1.2.3).

Kulturelle Determinanten: Wie bereits erwähnt, zählt hierzu das Bildungsniveau der Eltern, sowie der kulturelle Hintergrund, Erziehungsstil, Rollenzuschreibungen, Stereotype, eventuell auch die Religiosität.

Positiv: Dass sich die Bildung der Eltern auf die Berufswahl der Jugendlichen auswirkt, wurde bereits in der theoretischen Auseinandersetzung ausgeführt. So ist die Bedeutung der Eltern für die Jugendlichen etwas höher, je höher das Bildungsniveau der Jugendlichen ist (vgl. ECARIUS 2010, 585). Ebenso sinkt die Wahrscheinlichkeit eines Schulabbruches ebenso mit steigendem Bildungsniveau der Eltern (vgl. LINDSTROM et al. 2007, 349). Weitere Beispiele für eine positive Beeinflussung durch kulturelle Determinanten wären etwa eine positive Zuschreibung der Berufstätigkeit der Frau, sowie eine Offenheit für nicht geschlechtskonforme Berufssparten und etwa ein Erziehungsstil, indem der Ju-

⁵⁵ Die Autorin ist sich dessen bewusst, dass sich ökonomische Faktoren (ebenso wie kulturelle und soziale) ungeachtet dessen, wie sie von den Jugendlichen wahrgenommen werden, auf die Möglichkeiten von Jugendlichen im Bereich Bildung und Beruf auswirken. Jedoch steht im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit der *Einfluss der Eltern* im Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung. Somit wirken sich zwar beispielsweise ökonomische Faktoren auf die Eltern, sowie das soziale Umfeld und dergleichen aus, es steht jedoch im Mittelpunkt jener Einfluss, der *direkt von den Eltern* gesetzt wird und bei den Jugendlichen ankommt.

gendliche für seine Zukunft verantwortlich ist, jedoch Unterstützung von seinen Eltern erfährt. Je nachdem wie die Jugendlichen diese Determinanten beschreiben und wahrnehmen, werden sie zu den positiven oder negativen Ausprägungen gezählt.

Negativ: Hierunter fällt die Beeinflussung der Eltern dahingehend, dass die Jugendlichen ausschließlich geschlechtskonforme Berufe erlernen sollen, ein (Ver)hindern der beruflichen Integration von Töchtern, sowie ein Erziehungsstil, der etwa dazu führt, dass die Jugendlichen keine Entscheidungen treffen können, aufgrund ihrer Beeinträchtigung für den Haushalt zuständig sind und somit eine Notwendigkeit einer beruflichen Tätigkeit aus Sicht der Beteiligten nicht gegeben ist und ähnliches. Zum Bildungsniveau ist zu sagen, dass nach den Ausführungen von ECARIUS (2010, 585) und LINDSTROM et al. (2007, 349) etwa die Bedeutung von Eltern mit niedrigem Bildungsniveau für Jugendliche ein wenig geringer ist, als für jene, deren Eltern über eine hohe Bildung verfügen. Außerdem sind unter Jugendlichen mit Eltern, die eine niedrige Bildung vorweisen, Schulabbrüche wesentlich häufiger. Diese schlagen sich wiederum auf die beruflichen Chancen der Jugendlichen nieder.

Man muss sich dessen bewusst sein, dass aufgrund der Interviews keine erschöpfende Aussage über alle Einflussformen der Eltern möglich ist. Aufgrund der Aussagen der Jugendlichen und ihrer Eltern können jedoch Erkenntnisse über den Einfluss gewonnen werden, die für die künftige Forschung von Bedeutung sein können. Das Nicht-Nennen bestimmter Einflussformen lässt noch nicht den Schluss zu, dass diese Faktoren keinen Einfluss auf die Jugendlichen und ihre Berufswahl haben.

MAYRING (2007, 83) macht drauf aufmerksam, dass sich bisher drei Schritte bewährt haben, die festlegen, welche Textstellen unter eine bestimmte Kategorie fallen. Diese Schritte sind die Definition von Kategorien, Ankerbeispiele und Kodierregeln (vgl. Schritt 4 des Ablaufmodell). Die Definition der Kategorien wurde bereits vorgenommen. Jene Passagen, die als Beispiel für eine Kategorie besonders gut passen, werden als Ankerbeispiel angeführt. Die Kodierregeln werden dann formuliert, wenn Abgrenzungsprobleme auftreten sollten. (vgl. MAYRING 2007, 83)

Die Interviews der Jugendlichen und ihrer Eltern werden also durch die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse ausgewertet und danach interpretiert. Durch die Strukturierung

nach Kategorien kann zum einen eine Aussage über häufige Einflussformen⁵⁶ getätigt werden, zum anderen können die Interviews der Eltern und der Jugendlichen miteinander verglichen werden. Es wird als besonders interessant erachtet, ob die Jugendlichen und die Eltern überwiegend gleiche Einflussformen nennen oder ob sich diese grundlegend unterscheiden. Denn erst wenn auch die Jugendlichen bestimmte Faktoren nennen, können über deren Bedeutungen Aussagen getroffen werden. Eben um diese Angabe machen zu können, erscheint es wichtig, die Interviewleitfäden möglichst genau aufeinander abzustimmen.

4.3 Beschreibung der Stichprobe

Wie bereits kurz in Kapitel 4.1.3 erläutert, wurden die Interviewpartner über die Jobfabrik der Volkshilfe Wien kontaktiert. Es wurde telefonisch ein Termin für das Interview vereinbart und auf folgende Punkte besonderer Wert gelegt⁵⁷:

- Die Freiwilligkeit des Interviews insbesondere bei den Jugendlichen mit Beeinträchtigung, da verhindert werden sollte, dass sich die Jugendlichen in eine Testsituation gesetzt fühlen (vgl. HAGEN 2002, 301)
- Die Durchführung im lebensweltlichen Setting (vgl. HAGEN 2002, 299ff). Aufgrund dessen wurden zwei der Interviews mit den Jugendlichen bei ihnen zu Hause durchgeführt und zwei in der Jobfabrik, in der sie einmal wöchentlich einen Reflexionstermin haben. Die Eltern wurden, bis auf eine Ausnahme, bei ihnen zu Hause interviewt. Diese Mutter wurde im Anschluss an einen Termin bei der zuständigen Integrationsbegleiterin in der Jobfabrik befragt.
- Die getrennte Durchführung der Interviews von den Jugendlichen und ihren Eltern. Dies erschien insbesondere wichtig, da das Prinzip der Vertraulichkeit eingehalten werden sollte (vgl. LAMNEK 2005, 296f)

⁵⁶ Die Häufigkeit bestimmter Kategorien lässt noch nicht die Aussage über deren Wichtigkeit zu.

⁵⁷ Diese Punkte finden aufgrund der Ausführungen von HAGEN (2002, 299ff) Berücksichtigung. Vgl. auch Kapitel 4.1.3

Zu Beginn wurden soziodemographische Daten erhoben. Die wesentlichsten Daten der Eltern werden in der folgenden Tabelle dargestellt:

Abb. 2: Soziodemographische Daten der Eltern

	Geschlecht	Alter	Familienstand	Anzahl der Kinder	Höchste abgeschlossene Ausbildung	Berufstätigkeit
Fall AE	w	44	geschieden	1	Lehrabschluss	Nein
Fall BE	w	37	geschieden	1	Pflichtschule	Ja
Fall CE	m	50	geschieden	2	Lehrabschluss	Ja
Fall DE	w	48	verwitwet	6	Lehrabschluss	Nein

In der linken Spalte findet sich die Fallbezeichnung. Die vier Fälle wurden mit den Buchstaben A bis D betitelt. Die Interviews der Eltern wurden danach mit einem E für Eltern versehen, jene der Jugendlichen mit einem J für Jugendliche.

Die Darstellung zeigt, dass die Eltern ausnahmslos nicht mehr mit dem Kindsvater bzw. –mutter in einer Lebensgemeinschaft lebten. Dies wird bei den Ergebnissen nochmals aufgegriffen, da ein Zusammenhang mit der Häufigkeit der Kategorien „Soziale Determinante“ nahe liegt. Die Eltern verfügten als höchsten Bildungsabschluss über einen Lehr- oder Pflichtschulabschluss und waren zu 50% arbeitslos. In der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung und der Rolle der Eltern wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich etwa das Bildungsniveau der Eltern auf die Chancen der Jugendlichen auswirken können⁵⁸ (vgl. etwa LINDSTROM et al. 2007, 349; FERREIRA et al. 2006, 69ff). Es sei noch darauf hingewiesen, dass in einem Fall die Kinder adoptiert wurden, so auch der interviewte Jugendliche. Es wurden insgesamt drei Mütter und ein Vater befragt. Es handelte sich jeweils um denjenigen Elternteil, der die Jugendlichen im Berufswahlprozess hauptsächlich begleitete. Die soziodemographischen Daten der Jugendlichen zeigten folgendes Bild:

⁵⁸ Näheres dazu in Kapitel 3.3

Abb. 3: Soziodemographische Daten der Jugendlichen

	Geschlecht	Alter	Zuletzt besuchte Schule	Schule abgeschlossen	Wohnform
Fall AJ	m	17	Sonderschulabschluss	Ja	Bei der Mutter
Fall BJ	m	17	Kooperative Mittelschule	Ja	Bei der Mutter
Fall CJ	m	19	AHS	Nein	Wohnung mit Freundin
Fall DJ	m	18	Sonderschule	Ja	Bei der Mutter

Die Jugendlichen waren im Alter zwischen 17 und 19 und besuchten unterschiedliche Schulen. Zwei der Jugendlichen hatten eine Sonderschule abgeschlossen, ein Jugendlicher verfügte über einen Pflichtschulabschluss (er brach die AHS ab) und einer über einen Abschluss in der Kooperativen Mittelschule. Sie gingen zum Zeitpunkt der Befragung alle einer Arbeit nach, die sie über die Jobfabrik erhalten hatten. Dies wird nicht explizit dargestellt, da die Jugendlichen für die Interviews aufgrund ihrer Berufstätigkeit ausgesucht wurden. Die Jugendlichen lebten, bis auf eine Ausnahme, noch bei ihren Eltern zuhause. Die Ausnahme stellte der älteste Jugendliche dar, der seit kurzem mit seiner Freundin zusammenlebt. Laut Angaben des interviewten Elternteiles hat er jedoch regelmäßigen Kontakt zu diesem und nach wie vor auch einen Platz in dessen Wohnung.

4.4 Untersuchungsdesign

Nachdem Abschluss der mit Hilfe des Leitfadens durchgeführten Interviews erfolgte die Transkription. Das daraus entstandene Textmaterial wurde in Anlehnung an MAYRING (2007, 84; 89) aufbereitet. Die Probanden wurden so anonymisiert, dass Aussagen aus den Interviews zu einem späteren Zeitpunkt jeweils familienzugehörig zugeordnet werden konnten. Eltern bekamen die Initialen (A-D)-E und ihre Kinder (A-D)-J. In einem nächsten Schritt wurden Textstellen farblich markiert, die zu den jeweiligen Kategorien zählten. Die Kodierregeln wurden bereits bei der Kategorienbildung ausführlich beschrieben (vgl. Kapitel 4.2.2). Anhand des Textmaterials wurden danach sogenannte Ankerbeispiele für die empiriegestützte Auffüllung der Kategorien identifiziert. Folgendes Ankerbeispiel wurde etwa für die Kategorie „Wahl der vorherigen Schulform“ identifiziert: Elternteil: „Extreme Überforderung ist gekommen in der Schulzeit. In der Volksschule ist es noch

gegangen, aber in dieser kooperativen Mittelschule dann gar nicht mehr. Weil wir haben gelernt und gelernt und es ist trotzdem nichts hängen geblieben. Und wenn du immer nur negative Erfahrungen bekommst und negative Noten, dann bist halt irgendwann mal deprimiert, weilst halt sagst, dass hat es jetzt nicht gespielt und er war immer auch sehr frustriert“ (Interview BE, Z 128-133).

Für die stark vertretene „Soziale Determinante“ diente dieses Ankerbeispiel: „Aber mein Vater, wenn ich mit ihm oder mit meiner Mutter geredet hab, dann hab ich auch immer das bekommen, was ich gebraucht habe. Was so Unterstützung angeht“ (Interview CJ, Z101-103).

Die relevanten Textstellen wurden Anhand der Kodierregeln und mit Hilfe der Ankerbeispiele extrahiert und den Kategorien zugeordnet. Die Aussagen in diesen Textstellen wurden in der Folge zu Kernaussagen paraphrasiert. Diese Vorgehensweise entspricht der von MAYRING (2007, 84) vorgeschlagenen:

Abb. 4: Vorgehensweise der Analyse in Anlehnung an MAYRING (2007, 84)



Zunächst wurden die Interviews der Eltern getrennt von denen der Jugendlichen ausgewertet. Auf diese Weise sollten die Nebenfragestellungen zum Selbst- und Fremdbild der Eltern beantwortet werden (vgl. hierzu Kapitel 5.3).

Da die Hauptforschungsfrage den tatsächlichen Einfluss der Eltern auf den Berufswahlprozess ihrer Kinder behandelt, wurden sämtliche relevante Textstellen aus den acht Interviews der Jugendlichen und ihrer Eltern, die zuvor den einzelnen Kategorien zugeordnet wurden, in einem weiteren Schritt zueinander in Bezug gebracht. Die vier Fälle, die jeweils aus dem Interview eines Jugendlichen und dem dazu gehörigen Elternteil bestanden, wurden nun nach den Besonderheiten dieses Einflusses untersucht. Die Aussagen der Jugendlichen zu den einzelnen Kategorien wurden dabei aufgegriffen und den Aussagen der Eltern über die gleichen Inhalte und Kategorien gegenübergestellt. Danach wurden

die Kategorien, der die Aussagen bereits zuvor zugeordnet wurden, durch Ausprägungen näher spezifiziert. Der folgende Ausschnitt aus einer Auswertungstabelle soll diesen Vorgang veranschaulichen:

Abb. 5: Gegenüberstellung der Interviews AJ und AE

Zitat AJ	Zitat AE	Einflussnachweis
<p>I: Und was haben deine Eltern dazu gesagt, dass du Polizist oder Busfahrer werden willst?</p> <p>AJ: Gefreut ein bisschen, aber sie haben auch gesagt, dass ein bisschen was anderes was wäre. (Z18-19)</p>	<p>Da wollte er Busfahrer werden und einmal auch Polizist. Aber eher mehr Busfahrer. (...) Ich weiß auch nicht, ob er überhaupt den Führerschein machen kann (Z1-2; 4-5)</p>	<p>Einfluss vorhanden:</p> <p>K2a: positive Einschätzung der Berufswünsche</p> <p>K7a: positive soziale Determinante</p>

In diesem Beispiel wurde ein Zitat aus dem Interview AJ (Fall A, J=Jugendlicher) herausgegriffen, das der Kategorien „Einschätzung der Berufswünsche“ und „Soziale Determinante“ zugeordnet wurde. Danach wurde das Interview des Elternteils AE (Fall A, E=Elternteil) nach einer Aussage durchgesehen, die sich auf dieselben Inhalte, also die Berufswünsche des Jugendlichen und der Reaktion der Eltern, bezieht. Die beiden identifizierten Textstellen wurden anschließend miteinander in Bezug gesetzt und danach bewertet, ob ein Einfluss vorhanden ist, und falls ja, in welcher Ausprägung (positiv oder negativ). Ein Einfluss⁵⁹ wurde prinzipiell dann konstatiert, wenn der Jugendliche ihn auch als solchen wahrgenommen hat. Im oberen Beispiel wird somit von einem tatsächlichen Einfluss ausgegangen, da der Jugendliche angibt, seine Eltern hätten sich „ein bisschen“ gefreut, d.h. er attestiert ihnen eine positive Einschätzung seiner Berufswünsche. Die Aussage wurde ebenfalls als „positive soziale Determinante“ kodiert, da der Jugendliche angibt, mit den Eltern gesprochen zu haben und dies – obwohl sich die Eltern auch kritisch geäußert haben („aber sie haben auch gesagt, dass ein bisschen was anderes was wäre“) – positiv schildert („Gefreut ein bisschen“)⁶⁰.

Aus dieser Gegenüberstellung resultieren die Ergebnisse, die im anschließenden Kapitel zum Einfluss der Eltern dargestellt werden.

⁵⁹ Zur genaueren Definition des Einflusses siehe Kapitel 3.3.2 sowie 4.2.2.

⁶⁰ Der Kategorie „soziale Determinante“ wird erst eine negative Ausprägung, wenn die Eltern ihren Kindern keine Gesprächspartner bezüglich der Berufswahl sind, sie entmutigen oder ähnliches.

5 Darstellung der Ergebnisse und Interpretation

Nachdem die Interviews zum einen einzeln ausgewertet wurden und zum anderen pro Fall gegenüber gestellt wurden, erfolgt nun die Darstellung der Ergebnisse. Um die Hauptforschungsfrage zu beantworten werden jene Erkenntnisse erläutert, die anhand der Gegenüberstellung gewonnen wurden, da es darauf ankommt, welche Aspekte nicht nur von den Eltern initiiert wurden, sondern ob sie bei den Jugendlichen wirklich angekommen sind. Anschließend folgen die Ergebnisse zu den Nebenfragestellungen, bei denen die Interviews der Jugendlichen und der Eltern getrennt in den Blick genommen werden. Es soll versucht werden, Anhaltspunkte für das Selbstbild der Eltern und das Fremdbild der Eltern aus Sicht der Jugendlichen bezüglich deren Rolle im Berufswahlprozess auszumachen.

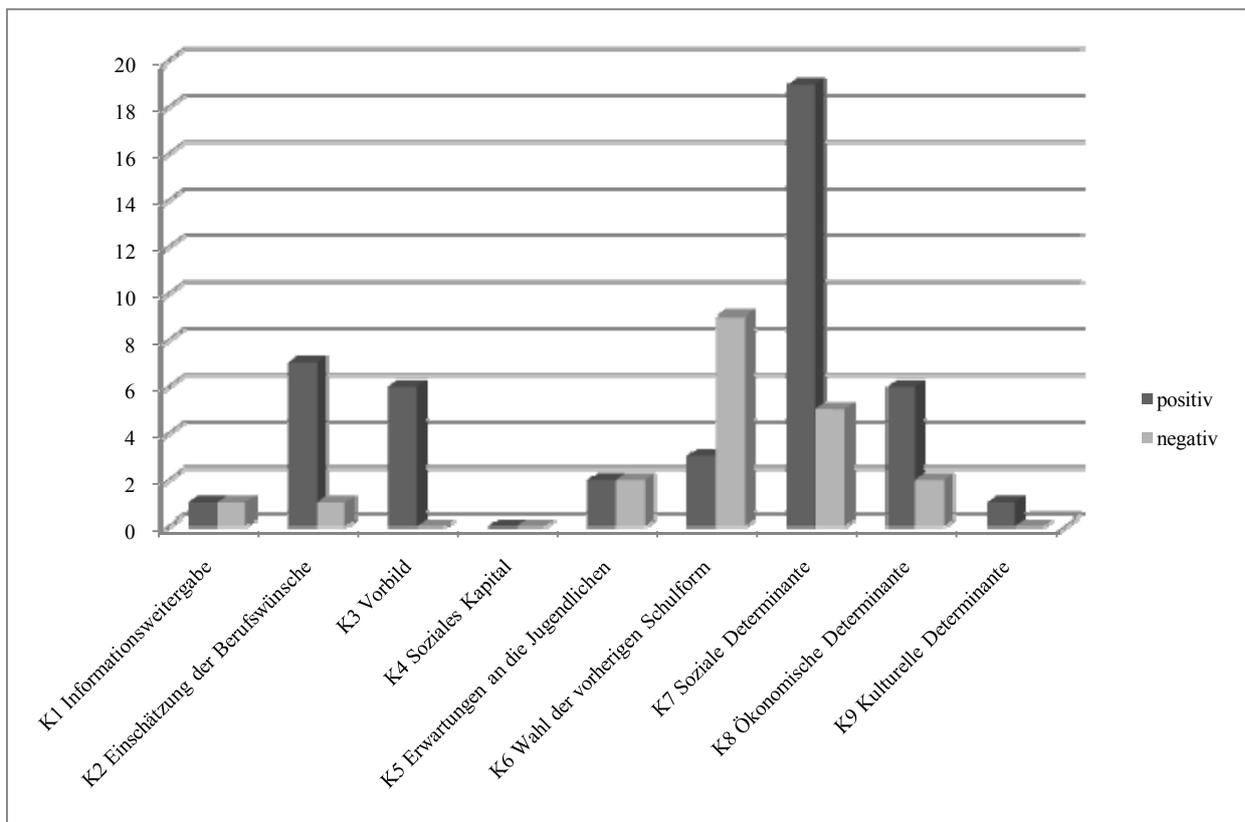
5.1 Ergebnisse zum Einfluss der Eltern

Es folgen nun die Ergebnisse aus der Gegenüberstellung der Interviews von Jugendlichen und deren Eltern, die zur Beantwortung der Hauptforschungsfrage dienen.

Die Forschungsfrage lautete: Wie beeinflussen Eltern von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung die ersten beiden Phasen des Berufswahlprozesses nach HERZOG et al. (2006)?

Um einen ersten Überblick geben zu können, wurden die Häufigkeiten mittels folgenden Balkendiagramms graphisch dargestellt. Die Graphik zeigt die Anzahl der Zuordnungen zu den Kategorien, sowie die Kategorien selbst samt deren Ausprägungen:

Abb. 6: Balkendiagramm Einfluss



Es zeigten sich äußerst prägnante Auffälligkeiten, vor allem bezüglich der „positiven sozialen Determinante“. Ebenfalls häufig genannt wurden Aussagen, die zu den Kategorien „positive Einschätzung der Berufswünsche“, „positives Vorbild“ und „positive ökonomische Determinante“ gezählt werden. Bezüglich der negativen Ausprägung konnte festgestellt werden, dass sich ein solcher Einfluss im Vergleich zur positiven Ausprägung wesentlich seltener bei den Jugendlichen manifestiert hat.

Negative Ausprägungen lagen – wenn auch meist nur in geringer Anzahl – in der Kategorien „soziale Determinante“, „ökonomische Determinante“ sowie „Erwartungen an die Jugendlichen“ und „Einschätzung der Berufswünsche“ vor. Ein anderes Bild zeigte sich bei der „Wahl der vorherigen Schulform“, bei der eine stark negative Ausprägung festzustellen war.

Der positive Einfluss der Eltern bezüglich der „Einschätzung der Berufswünsche“ hatte hinter der „sozialen Determinante“ die zweithöchste Ausprägung. Die Jugendlichen schilderten, dass die Eltern positiv auf ihrer Berufswünsche reagierten und ebenfalls ihrer

derzeitigen Tätigkeit positiv gegenüberstehen. Ebenso wurde in einigen Fällen von den Jugendlichen angegeben, von ihren Eltern über negative Aspekte eines Berufsbildes aufgeklärt worden zu sein. Empfundener wurde dies jedoch als konstruktive Kritik.

Interessant war ebenfalls zu sehen, dass die Eltern oft als positives Vorbild gesehen wurden. Entweder wurde der gleiche Beruf angestrebt wie ein Elternteil, oder die Eltern dienten ganz generell als positives Vorbild hinsichtlich der Berufstätigkeit. War dies der Fall, korrelierte die Kategorie „Vorbild“ mit der Kategorie „ökonomische Determinante“, da somit auch meist Rückschlüsse auf eine positive Einstellung der Arbeit gegenüber zu ziehen waren.

Erstaunlich war, dass sich kein Einfluss des „sozialen Kapitals“ zeigte. Es scheint, als dass die Eltern auf keine Kontakte in der Berufswelt zurück greifen (können).

Zur Beantwortung der Forschungsfrage kann zusammenfassend festgehalten werden, dass ein auffallend positiver Einfluss der Eltern in den Kategorien „Soziale Determinante“, „Einschätzung der Berufswünsche“, „Vorbild“ und „Ökonomische Determinante“ nachgewiesen werden konnte. Die negativen Ausprägungen zeigten Auffälligkeiten bei der „Wahl der vorherigen Schulform“, „Soziale Determinante“ und „Ökonomische Determinante“.

5.2 Interpretation zum Einfluss der Eltern

Die Tatsache, dass sich kaum ein negativer Einfluss nachweisen ließ, ist möglicherweise mit den Ausführungen von HAGEN (2002, 295) zu erklären, die an die Möglichkeit erinnert, dass Menschen mit Beeinträchtigung Antworten geben, von denen sie annehmen, sie wären sozial erwünscht. Weiters waren die Jugendlichen zum Zeitpunkt der Erhebung alle in die Arbeitswelt integriert. Da dies von den Jugendlichen durchwegs positiv erlebt wurde, ist davon auszugehen, dass generell eine Tendenz zu einer positiveren Situationsdarstellung vorliegen kann.

Bezüglich der starken negativen Ausprägung der Kategorie „Wahl der vorherigen Schulform“ ist darauf hinzuweisen, dass – wie bereits bei der Definition der Kategorien erläutert wurde – bei dieser Kategorie auf die Aussagen der Eltern zurück gegriffen wurde, da in den meisten Fällen davon ausgegangen werden musste, dass diese Entscheidung von

den Eltern getroffen wurde und ihnen die langfristigen Konsequenzen für die beruflichen Chancen den Jugendlichen vermutlich nicht bewusst waren. Die sehr hohe negative Ausprägung war überraschend. Zum Teil ist sie vermutlich dadurch bedingt, dass eben die Ausführungen der Eltern mit einbezogen wurden, die durchwegs in den Interviews mehr erzählten. Die Tatsache, dass die Eltern jedoch zu einem überwiegenden Teil angaben, mit der Schule unzufrieden gewesen zu sein – ungeachtet dessen, welche Form der Integration dort stattfand – ist jedoch nicht von der Hand zu weisen. Alternativen sahen die Eltern keine. Zum Teil wurde daher auch die Schule nach der Absolvierung der 9 Jahre abgebrochen.

Weiters können die Ergebnisse dahingehend interpretiert werden, dass ein Zusammenhang zwischen der hohen negativen Ausprägung der „Wahl der vorherigen Schulform“ und dem Bildungsniveau der Eltern besteht. Denn alle Eltern wiesen als höchsten Abschluss eine Lehre oder die Pflichtschule auf.

Aufschluss über die Gründe für das Vorliegen der Kategorie „negative soziale Determinante“ geben sowohl das soziodemographische Datenblatt als auch ein Blick in die Interviews selbst. Alle Jugendlichen stammen aus Familien, in denen die Eltern nicht mehr zusammen leben. In einem Fall ist der Vater bereits sehr früh verstorben, in den anderen Fällen sind die Eltern geschieden. Die Jugendlichen schildern die Trennung der Eltern bzw. den Verlust des Vaters als schwierige Zeit und es ist zu vermuten, dass sich dies auch als Belastung auf die Jugendlichen auswirkt.

Für die „negative ökonomische Determinante“ liegt ebenso eine Interpretation nahe. Es handelt sich hierbei vorwiegend nicht um eine negative Einstellung zur Arbeit, sondern vielmehr darum, dass die Eltern von Arbeitslosigkeit betroffen waren oder sind und sich zum Teil in einer angespannten finanziellen Lage befanden oder befinden. Zwei Elternteile sind zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos.

Die „negativen Erwartungen an die Jugendlichen“ gründen darauf, dass in manchen Fällen von den Eltern nicht erwartet wurde, dass sich bestimmte Berufswünsche bei den Jugendlichen halten und sie diesen auf Dauer gewachsen sind (im Sinne einer Zukunftsbewältigung). Dies geht einher mit der „negativen Einschätzung der Berufswünsche der Jugendlichen“. So gibt ein Jugendlicher an, dass er von seiner Mutter über negative Aspekte eines Berufes aufgeklärt wurde: „Und da hat sie zu mir noch gesagt, das wird anstrengend sein, immer das lange stehen und so“ (Interview BJ, Z 31-33). In einem Fall

schilderte ein Jugendlicher auch, dass zwar seine Wünsche bezüglich des Berufswunsches berücksichtigt wurden, jedoch nicht seine Präferenz für ein Bundesland⁶¹.

Die hohe Ausprägung der „positiven sozialen Determinante“ ist vermutlich zu einem Teil darauf zurück zu führen, dass diese Kategorie sehr oft durch andere Kategorien wie „positive Einschätzung der Berufswünsche“ oder „positive Erwartungen an die Jugendlichen“ mit beeinflusst wurde. Denn wenn die Eltern die Berufswünsche positiv beurteilen, liegt gleichzeitig etwa auch eine positive emotionale Unterstützung vor. Ebenso werden das Führen von Gesprächen mit den Eltern über die beruflichen Vorstellungen und Wünsche zur Kategorie „soziale Determinante“ gezählt. Nichts desto trotz ist hier von einem positivem Einfluss durch die Eltern zu sprechen.

5.3 Ergebnisse und Interpretation zum Selbst- und Fremdbild der Eltern im Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung

Wie nehmen die Eltern ihre Rolle im Berufswahlprozess ihrer Kinder wahr und wie sehen die Jugendlichen ihre Eltern in diesem Prozess? Dies stand bei den Nebenfragestellungen im Mittelpunkt der Betrachtung und soll nun beantwortet werden.

Die Eltern selbst beschrieben ihre Rolle im Berufswahlprozess ihrer Kinder durchwegs als bedeutsam⁶². Wichtig war allen Eltern, dass die Jugendlichen sich im Beruf wohl fühlen und die Bedeutung von Arbeit erkennen. Dies versuchten sie in der Vergangenheit ihren Kindern zu vermitteln. So führte eine Mutter aus, dass „man (...) dem Kind auch

⁶¹ Vater und Mutter leben in zwei verschiedenen Bundesländern. Der Sohn wollte in jenes, in dem er aufwuchs, zur Schule ging und sein Vater lebt.

⁶² An dieser Stelle soll auch darauf verwiesen werden, dass in zwei Familien auf weitere wesentliche Faktoren aufmerksam gemacht wurde. Dies waren auf der einen Seite Personen aus dem nahen sozialen Umfeld wie Freunde, die Freundin eines Jugendlichen und in einem Fall die Großmutter, die den Jugendlichen während der Berufstätigkeit der Mutter betreute. Zum anderen wurden Institutionen genannt, mit denen die Jugendlichen in Berührung kamen (z.B.: Schule, AMS).

etwas beibringen [will], dass man arbeiten gehen muss, dass man sich auch etwas leisten kann“ (Interview BE, Z 64-65).

Die Eltern versuchten ihren Kindern ebenso den Stellenwert des Geldes mit auf den Weg zu geben. So schilderte ein Vater etwa: „Das war auch immer ein Faktor, wenn du nicht mit spielst, dann hast du auch kein Geld. Das musst du schon sehen auch“ (Interview CE, Z 231-233). Oder eine Mutter führte aus: „Also sie haben gesehen, dass es nicht so einfach ist, immer Geld rein zu bekommen (...)“ (Interview DE, Z108-109). Sie nahm ihre Kinder zum Teil mit zur Arbeit. Somit versuchten die Eltern den Jugendlichen mit gutem Beispiel voran zu gehen. Die Interviews haben gezeigt, dass sie sich der Vorbildwirkung durchaus bewusst waren.

Die Berufswünsche ihrer Kinder beurteilen die Eltern zum Teil sehr unterschiedlich. Dies steht in starkem Zusammenhang mit dem angestrebten Beruf, dem Schweregrad der Beeinträchtigung und der Persönlichkeit der Jugendlichen. Je nachdem ob die Eltern der Meinung waren, dass die Jugendlichen den Anforderungen des jeweiligen Berufes gewachsen sind oder nicht, beurteilten sie auch den Berufswunsch. Zum überwiegenden Teil rieten die Eltern den Jugendlichen den Beruf im Zuge von Schnuppertagen einmal auszuprobieren. Daraufhin sahen die Jugendlichen selbst, dass die Anforderungen nicht bewältigt werden können. Alle Elternteile wiesen davor ausdrücklich darauf hin, dass sie aus bestimmten Gründen die Berufswahl als ungeeignet empfinden. Nach den selbst gesammelten Erfahrungen der Jugendlichen pflichteten diese den Eltern bei. So erklärte eine Mutter dies wie folgt: „Aber wie gesagt, die Dienstzeit in diesen 3 Schnuppertagen eine angenehme Dienstzeit natürlich war. Wobei ich ihm dann erklärt habe, wenn er sich für diesen Beruf dann entscheidet, wird das natürlich anders“ (Interview BE, Z31-33).

Die derzeitige Berufstätigkeit ihrer Kinder beurteilen alle Eltern ohne Ausnahme sehr positiv. Die Eltern sind – auch aufgrund der momentanen Wirtschaftslage – sehr froh über die Chance, die den Jugendlichen über die Jobfabrik ermöglicht wurde. Dass die Eltern damit zufrieden sind, ist für den Berufswahlprozess insofern wichtig, als dass durch diese Haltung der Eltern eine Stabilität bezüglich der Berufswahlentscheidung und der Berufstätigkeit der Jugendlichen gefördert wird.

Als besonders positiver Einflussfaktor zeigte sich zuvor in Kapitel 5.1 die „soziale Determinante“. Dieses Bild bestätigen auch die Ausführungen der Eltern, die angeben, viel mit den Jugendlichen über Arbeit, Berufswünsche, Erfahrungen im Berufsalltag, etc. zu

sprechen und somit ihrer Rolle der „soziale Determinante“ sehr wohl gerecht zu werden. So gibt eine Mutter an: „Oder sich mit mir eben zusammensetzt und sagt, du Mama, wie können wir das jetzt lösen? Das eben nix passiert. Oder was kann ich da tun? (...) das wird dann praktisch aufgearbeitet“ (Interview DE, Z 83-85; 87). Somit versuchen die Eltern den Jugendlichen eine emotionale Stütze zu sein und sie bestmöglich zu begleiten. Die Kehrseite zeigte jedoch auch einen negativen Einfluss auf Seiten der „sozialen Determinante“. Die Jugendlichen wachsen ausnahmslos nur bei einem Elternteil auf. Die Beziehung zum zweiten Elternteil ist – wenn überhaupt vorhanden – emotional schwierig für die Jugendlichen. Besonders hervor zu heben ist hier ein Fall, der in direktem Zusammenhang mit der Einstellung zur Arbeit steht. Denn eine Mutter erläutert im Interview, dass sie sich aufgrund der Einstellung zur Arbeit vom Kindsvater getrennt hätte. Dieser wäre zumeist arbeitslos gewesen und wäre somit auch für den gemeinsamen Sohn ein schlechtes Vorbild gewesen.

Bei zwei Interviewpaaren fungierte laut Eltern der Beruf, den der Elternteil ausübte, als Vorbild für die Berufswünsche der Jugendlichen. Die Eltern waren sich dessen auch – zumindest latent – bewusst. Der eigenen Arbeitslosigkeit schrieben die Eltern hingegen keine Vorbildwirkung zu. Jedoch ist hier darauf hinzuweisen, dass diese Interviewpartner ihren Job krankheitsbedingt verloren haben.

Wie bereits auch die Gegenüberstellung der Interviews zeigte, war kaum ein Einfluss der Kategorie „Informationsweitergabe“ auszumachen. Dies kann aufgrund der Ausführungen der Eltern auch wirklich auf das Fehlen einer Informationssuche zurückgeführt werden. Denn es gab lediglich ein Elternteil an, Informationen über mögliche Ausbildungen und auch Eignungstests eingeholt zu haben. Von den Möglichkeiten, die ihren Kindern zur Verfügung stehen, haben die Eltern über die Schule oder das AMS erfahren, ohne hierbei jedoch selbst aktiv geworden zu sein.

Verantwortlich machen sich die Eltern für die Schulwahl. Es wurde bereits gezeigt, dass hier ein starker negativer Einfluss erhoben wurde. Die Eltern schilderten, bis auf eine Ausnahme, dass sie enttäuscht von der Schule und ebenso von den Lehrern waren. Zum Teil überlegten die Eltern das Kind aus der Schule zu nehmen und nach anderen Alternativen zu suchen, um die 9 Jahre Schulpflicht „abzusitzen“. Hier war auch Überforderung bei den Eltern festzustellen, da die Kinder beispielsweise bereits in einer Kooperativen Mittelschule waren. Im Hinterkopf hatten die Eltern hierbei auch die Bedeutung eines

möglichst hohen Bildungsabschlusses für die künftigen beruflichen Chancen. Eine Mutter, deren Sohn aufgrund eines Umzuges in eine Sonderschule musste, führt folgendes aus: „Also er war in einer Integrationsklasse, wo wir dann hin ziehen haben müssen, wegen dem Stiefvater, hat es keine Integrationsklasse gegeben, die anderen Klassen waren nicht bereit ihn aufzunehmen, jetzt musste ich ihn in eine Sonderschule geben. (...) Und durch das ist er dann im Sonderschulstatus drinnen gewesen und hat auch keinen Hauptschulabschluss machen können und gar nichts.“ (Interview DE, Z 182-187). Es kann folglich festgehalten werden, dass die Eltern der Bedeutung ihrer Rolle bezüglich der Schulwahl einen hohen Stellenwert zuschreiben.

Empirie geleitet kann somit folgendes Selbstbild festgestellt werden: Die Eltern versuchen die Jugendlichen zu unterstützen, sie jedoch auch ihre eigenen Erfahrungen machen zu lassen und ihnen ein gutes Vorbild zu sein. Auf Berufswünsche gehen die Eltern mit konstruktiver Kritik ein, ohne den Jugendlichen vorschreiben zu wollen, welchen Beruf sie ergreifen sollen. Die Bedeutung der Schulwahl, für die sie Verantwortung übernehmen, liegt für die Eltern auf der Hand.

Es wird also ein durchwegs positives, aber auch reflektiertes Selbstbild gezeichnet. Zum einen mag dies der Fall sein, weil Eltern nach außen hin als „gute Mutter“ oder „guter Vater“ auftreten möchten und somit im Sinne einer sozialen Erwünschtheit antworten. Zum anderen stimmt das Selbstbild, das die Eltern zeichnen Großteils mit dem Fremdbild, das ihre Kinder aufzeigen zusammen. Darauf wird nun im Folgenden eingegangen.

Grundsätzlich muss festgehalten werden, dass die Jugendlichen im Vergleich zu ihren Eltern nur ein eingeschränktes Bild des Berufswahlprozesses und der Rolle ihrer Eltern gezeichnet haben. Dies liegt vermutlich darin begründet, dass Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung nicht über die gleiche Fähigkeit zur Reflexion verfügen wie ihre Eltern. Die Jugendlichen haben beispielweise ihre Ausführungen auf lediglich ein oder zwei Berufswünsche bezogen. Von den Eltern konnte dann erfahren werden, dass es teilweise eine Vielfalt an Berufswünschen gab. Ebenso gab es den Fall, dass Jugendliche andere Berufswünsche nannten als ihre Eltern.

Von den Jugendlichen werden die Eltern vor allem als emotionale Stütze beschrieben. Es wird von allen Jugendlichen darauf hingewiesen, dass sie mit den Eltern über Beruf und Berufswünsche sprechen. Wenn auch das Ausmaß der Gespräche unterschiedlich war, wussten die Jugendlichen doch, dass sie, wenn sie das möchten, bei den Eltern ein offenes

Ohr finden werden. Ebenso gaben die Jugendlichen überwiegend an, es als angenehm empfunden zu haben, dass ihre Eltern sie zu Terminen begleitet haben. So beschrieb ein Jugendlicher, dass er sich alleine nicht getraut hätte. „Sie hat ja mitkommen müssen. (...) Weil ich traue mich nicht alleine“ (Interview BJ, Z 79, 81)

Eine Vorbildwirkung der Eltern ergab sich sehr oft aus den Interviews. Direktes Vorbild für einen konkreten Berufswunsch waren jedoch nur zwei Elternteile. So beschreibt ein Jugendlicher: „Die Mutter ist eben auch Einzelhandelskauffrau, ausgebildete. Und deswegen“ (Interview DJ, Z 24-25). In den anderen Fällen ergaben sich die Berufswünsche, sofern diese auf eine Person als Vorbild zurückzuführen war (ein Jugendlicher wusste nicht genau, wie er auf den Berufswunsch kam), aus gemeinsamen Aktivitäten in der Familie (z.B.: gemeinsames Kochen, daraus folgte der Berufswunsch Koch), aus dem Fernsehen, der Beruf von Freunden und ähnliches.

Ein Thema, das bei den Jugendlichen ebenfalls durchwegs angeführt wurde, war der finanzielle Aspekt, zum Teil die Arbeitsmarktlage und die Arbeitslosigkeit in der Familie. In zwei Fällen waren die Mütter aus gesundheitlichen Gründen von Arbeitslosigkeit betroffen. Bezogen auf die Rolle der Eltern kann somit festgestellt werden, dass den Jugendlichen von den Eltern ein Verständnis vermittelt wurde, dass Arbeit wichtig ist und zur finanziellen Besserstellung beiträgt. Ebenso erkannten die Jugendlichen durch die Arbeitslosigkeit der Eltern, dass ein Arbeitsplatz auch verloren werden kann. Hier kann selbstverständlich ebenfalls von einer Vorbildfunktion der Eltern gesprochen werden.

Zur Schulwahl ist noch zu sagen, dass die Jugendlichen ihre Schulzeit sehr unterschiedlich beschrieben haben. Es gab einen Fall, in dem sowohl die Eltern als auch der Jugendliche positiv von der Schule berichtet haben. Dieser Fall stellte jedoch die Ausnahme dar. In den anderen Fällen waren die Eltern von der Schule enttäuscht. Die Jugendlichen bestätigten dies, bis auf eine Ausnahme. Der Jugendliche (Interview BJ) äußert sich kaum zu seiner Schulzeit. Sein Interview ist - vermutlich aufgrund der Schwere der Beeinträchtigung – auch das kürzeste Interview.

Zusammenfassend kann somit folgendes Bild der Eltern aus Sicht der Jugendlichen gezeichnet werden: Die Eltern werden als Stütze für die Jugendlichen beschrieben, die hinter ihren Kindern stehen und diese nicht nur emotional begleiten, sondern sie auch motivie-

ren, ihren Weg zu gehen. Von ihnen wird Berufstätigkeit vorgelebt und sie fungieren somit als Vorbild. Die Berufswünsche und später auch die Berufstätigkeit ihrer Kinder kommentieren die Eltern laut Jugendlichen positiv. In einigen Fällen machten die Eltern auf negative Aspekte des Berufsbildes aufmerksam, was jedoch von den Jugendlichen grundsätzlich nicht als demotivierend empfunden wurde. Sie beschrieben vielmehr ihr familiäres Umfeld als Raum, in dem sie sich selbst orientieren können und da und dort Hilfestellungen und Ratschläge ihrer Eltern bekommen.

6 Conclusio und weiterführende Überlegungen

Nachdem eingangs Begriffe geklärt und auf die Wichtigkeit von Arbeit für Menschen mit Beeinträchtigung hingewiesen wurde, widmete sich das Kapitel 2 den verschiedenen Berufswahltheorien. Auf Grundlage der bisher bekannten Theorien wurde das Modell nach HERZOG et al. (2006) vorgestellt. Sie versuchten aus den „traditionellen“ Theorien die wesentlichsten Aspekte auszumachen und zu einem Gesamtmodell – oder auch integrativen Modell – zusammenzufassen. Dieses Modell geht davon aus, dass der Berufswahlprozess eine Reihe von Entscheidungen darstellt, die in Einklang mit den eigenen Fähigkeiten, Interessen und Werthaltungen getroffen werden. Es spielen jedoch auch andere Faktoren eine Rolle, die über die ledigliche Passung zwischen Person und Beruf hinausgeht. HERZOG et al. (2006) messen ebenso äußeren Bedingungen, Institutionen, persönlichen und sozialen Ressourcen eine Bedeutung zu. Die persönlichen und sozialen Ressourcen können vom aktiven Subjekt genutzt und eingesetzt werden. (vgl. HERZOG et al. 2006, 25f) Dieses integrative Modell wird von der Autorin der vorliegenden Arbeit nicht unreflektiert übernommen, sondern hinsichtlich der Zielgruppe der Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung kritisch hinterfragt und versucht zu adaptieren. Zur Unterstützung dienten vor allem Publikationen aus dem englisch-sprachigen Bereich.

HERZOG et al. (2006, 41) veranschlagen weiters ein Sechs-Phasen Modell (vgl. Kapitel 2.2). Der Berufswahlprozess wird folglich in sechs Phasen unterteilt. Die ersten beiden Phasen – diffuse Berufsorientierung und Konkretisierung der Berufsorientierung - wurden vorwiegend untersucht. Da die Jugendlichen bereits an einem Training teilnahmen, in dem sie ihre Berufswünsche ausprobierten, befanden sich die Jugendlichen bereits in Phase 3 bis 5. Dies war jedoch beabsichtigt, da davon ausgegangen wurde, dass die Jugendlichen einen Prozess besser beschreiben können, in den sich nicht unmittelbar involviert sind. Bei der Untersuchung wurde jedoch das Hauptaugenmerk auf die ersten beiden Phasen gelegt.

Da der Einfluss der Eltern untersucht werden sollte, fand in Kapitel 3 eine Auseinandersetzung mit dem Thema Einfluss statt. Dabei wurde Einfluss entlang von zwei Dimensionen definiert. Diese nennt GEBNER (2003, 67) impliziten und expliziten Einfluss. Man

könnte auch von aktiven und passiven Einfluss sprechen. Zum impliziten Einfluss zählt GEBNER (2003, 67) soziale, ökonomische und kulturelle Determinanten. Zum expliziten Einfluss hingegen Faktoren wie soziales Kapital, Wahl der vorherigen Schulform, Vorbildwirkung, etc. (vgl. Kapitel 3.3.2). Das Modell diente ebenso als Grundlage für die Kategorienbildung. Hierzu war es jedoch nötig, genau zu definieren, was zu den einzelnen Kategorien zählen soll. Da Gebner zwar überblicksartig sein Modell vorstellt, jedoch wenig ins Detail geht, fand wiederum eine Adaptierung anhand der Ausführungen von LINDSTROM et al. (2007, 349) aber auch HERZOG et al. (2006) statt.

Zur Erhebung wurde die Methode des problemzentrierten Interviews herangezogen, um zum einen auf jene Gesichtspunkte eingehen zu können, die zuvor erarbeitet wurden. Zum anderen konnten durch frei erzählende Elemente Eltern und Jugendliche Aspekte einbringen, die vom Interviewer nicht bedacht wurden. Ausgewertet wurde mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach MAYRING (2007). Wie bereits erwähnt ergaben sich die Kategorien aus dem Einflussmodell.

Anschließend folgte die Darstellung und Interpretation der Ergebnisse. Anhand derer können zusammenfassend drei grundsätzliche Aussagen getätigt werden:

- Es konnte ein Einfluss der Eltern auf den Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung nachgewiesen werden. Der mit Abstand wichtigste positive Einflussfaktor war die „soziale Determinante“, der stärkste negative Einflussfaktor lag in der Kategorie „Wahl der vorherigen Schulform“ vor.
- Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung und deren Eltern beschreiben die Rolle der Eltern vorwiegend positiv. Besonders wichtig für die Jugendlichen scheint die emotionale Unterstützung durch die Eltern zu sein.
- Die Aussagen der Jugendlichen und ihrer Eltern decken sich größtenteils. Die Jugendlichen und ihre Eltern nehmen folglich diese Zeit ähnlich wahr. Somit lassen sich auch hier Rückschlüsse auf die „soziale Determinante“ ziehen. Denn gleiche Aussagen implizieren das Vorliegen einer guten Kommunikation zwischen Eltern und Jugendlichen.

Bei der Interpretation der Ergebnisse wurden mögliche Erklärungen aufgezeigt. Einige Interpretationsansätze ergaben sich aus dem soziodemographischen Datenblatt. So waren

alle Eltern geschieden oder verwitwet und konnten als höchsten Bildungsabschluss den Pflichtschulabschluss oder den Lehrabschluss nennen. Aufgrund der theoretischen Aufarbeitung der unterschiedlichen Aspekte von Familie, Eltern und der Rolle der Eltern im Berufswahlprozess (vgl. Kapitel 3.2 und 3.3) wurde bereits vermutet, dass die Eltern über einen niedrigen Bildungsabschluss verfügen werden und die Jugendlichen nicht in sogenannten „Normalfamilien“ aufwachsen. Die Familiensituation diene zur Interpretation der relativ hohen Ausprägung des negativen Aspektes der „sozialen Determinante“. Der niedrige Bildungsabschluss der Eltern beeinflusst vor allem die Ausbildung der Kinder. Dahingehend wurde interpretiert, dass ein Zusammenhang zwischen der hohen negativen Ausprägung der „Wahl der vorherigen Schulform“ und dem Bildungsniveau der Eltern besteht.

Die äußerst negative Beurteilung der Schule war überraschend. Hier würden sich durchaus Ansätze für weitere Forschungen ergeben. Denn die Ergebnisse lassen vermuten, dass die Eltern mit der schulischen Integration ihrer Kinder alles andere als zufrieden sind. Neben der Tatsache, dass dies ein schlechtes Zeugnis für die Schulen darstellt, können auch Auswirkungen auf die späteren beruflichen Möglichkeiten angenommen werden. So können negative schulische Erfahrungen dazu führen, dass die Jugendlichen eine negative Haltung dem Lernen und der Schule gegenüber haben. Dies ist vor allem dann prekär, wenn eine Integrative Berufsausbildung in Erwägung gezogen wird, die den Besuch der Berufsschule mit sich bringt. Die Integrative Berufsausbildung wird mit einem Lehrabschluss beendet. Dieser Abschluss würde wiederum besser Chancen auf dem Arbeitsmarkt nach sich ziehen. Somit kann davon ausgegangen werden, dass negative schulische Erfahrungen die Entscheidungen im Berufswahlprozess beeinflussen.

Für die künftige Forschung erscheint ebenso interessant, warum sich kein Einfluss des sozialen Kapitals nachweisen ließ. Es wurde im Vorfeld vermutet, dass Eltern Kontakte in der Arbeitswelt nutzen, um eine Möglichkeit zur beruflichen Integration ihrer Kinder zu schaffen. Eine denkbare Erklärung dafür könnte in zwei Fällen die eigene Arbeitslosigkeit der Eltern sein, die möglicherweise den Abbruch der Kontakte in die Berufswelt mit sich brachte. Eine weitere Erklärung könnte sein, dass die Eltern im bevorzugten Berufsfeld der Jugendlichen keine Kontakte vorweisen können.

Weiters interessant erscheint, dass die Eltern sich eher passiv verhalten und kaum Informationen aktiv beschaffen und an die Jugendlichen weitergeben. Hier wäre es interessant

zu erfahren, ob Informationen, die die Eltern einholen können, etwa in einer Form vorliegen, die für Eltern schwer zugänglich ist oder ob sich die Eltern hier grundsätzlich keine Verantwortung zuschreiben.

Aufgrund der bisherigen Überlegungen können folgende Hypothesen aufgestellt werden:

- Die Eltern beeinflussen den Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung stark positiv durch die „soziale Determinante“.
- Der Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung wird durch die „Wahl der vorherigen Schulform“ negativ beeinflusst.
- Der Rolle der Eltern im Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung wird von Eltern und Jugendlichen eine positive Bedeutung zugeschrieben.

Literaturverzeichnis

ADAM, Rahel/ HÄFELI, Kurt: Berufswahlentscheidungen – eine Herausforderung für alle Beteiligten.- In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik, 15 (2009), 6, 6-11. Online im WWW unter URL: http://www.csps-szh.ch/fileadmin/data/1_szhcsps/7_zeitschrift/Archiv/Adam-Haefeli.2009.06.pdf [Download 8.12.2009]

AMS (Hrsg.): Arbeitslose nach Personenmerkmalen, 2009. Online im WWW unter URL: <http://iambweb.ams.or.at/ambweb/AmbwebServlet?trn=start> [Download 22.11.2009]

ANGERHOEFER, Ute/ HEILMANN, Bernd: Kinder und Jugendliche mit Lern-, Gefühls-, und Verhaltensproblemen. (Sonder-)pädagogische Konsequenzen für die Bildungsprozesse im Übergang von Schule zu Beruf und eigenständiger Lebensführung.- In: SCHRÖDER, Ulrich/ WITTRÖCK, Manfred (Hrsg.): Lernbeeinträchtigung und Verhaltensstörung. Konvergenzen in Theorie und Praxis.- Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer, 2002, 190-203

ANTOR, Georg/ BLEIDICK, Ulrich (Hrsg.): Handbuch der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis.- Stuttgart: Kohlhammer, 2006, 2. Auflage

BERUFSAUSBILDUNGSASSISTENZ (BAS): Integrative Berufsausbildung für mehr Chancen im Lehrberuf. 2008. Online im WWW unter URL: <http://www.bas.or.at> [Download 22.07.2009]

BEINKE, Lothar: Der Einfluss der Eltern und der peer-groups. In: JUNG, Eberhard (Hrsg.): Zwischen Qualifikationswandel und Markteng. Konzepte und Strategien einer zeitgemäßen Berufsorientierung.- Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2008, 130-144

BEINKE, Lothar: Berufswahl und ihre Rahmenbedingungen. Entscheidungen im Netzwerk der Interessen.- Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 2006

BEINKE, Lothar: Familie und Berufswahl.- Bad Honnef: K.H. Bock, 2002

BENNEWITZ, Hedda: Entwicklungslinien und Situationen des qualitative Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft.- In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ LANGER, Antje/ PRENGEL, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.- Weinheim [u.a.]: Juventa, 2010, 3.Auflage, 43-59

BEVERIDGE, Scott/ HELLER CRADDOCK, Sharon/ LIESENER, James/ STAPLETON, Mary/ HERSHENSON, David B.: INCOME. A framework for Conceptualizing the Career Development of Persons with Disabilities.- In: Rehabilitation Counseling Bulletin, 45 (2002), 195-206. Online im WWW unter URL:
<http://rcb.sagepub.com/cgi/reprint/45/4/195> [Download 24.7.2009]

BIERMANN, Adrienne/GOETZE, Herbert: Sonderpädagogik. Eine Einführung.- Stuttgart: Kohlhammer, 2005

BIEKER, Rudolf (Hrsg.): Teilhabe am Arbeitsleben. Wege der beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung.- Stuttgart: Kohlhammer, 2005

BIEWER, Gottfried: Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik.- Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2009

BROWN, Duane/BROOKS, Linda: Karriere-Entwicklung.- Stuttgart: Klett-Cotta, 1994

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK): Behindertenbericht 2008. Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderungen in Österreich 2008.- Wien: BMASK, 2009

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK): Richtlinien zur Förderung begleitender Hilfen. Job Coaching. 2009a. Online im WWW unter URL:
http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/2/8/8/CH0292/CMS1220346918410/rl_job_coaching.pdf
[Download 24.7.2009]

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK): Richtlinien Integrative Betriebe. 2004. Online im WWW unter URL:
http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/2/8/8/CH0292/CMS1220346918410/rl_integrative_betriebe.pdf
[Download 27.11.2009]

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. 2002. Online im WWW unter URL:
<http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/PRM-23546-11-Kinder-und-Jugendbericht.property=pdf.bereich=bmfsfj.sprache=de.rwb=true.pdf> [Download 11.9.2009]

BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALE SICHERHEIT, GENERATIONEN UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMSG): Maßnahmen für Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen. Evaluierung, Analyse, Zukunftsperspektiven.- Wien: BMSG, 2004

BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALE SICHERHEIT, GENERATIONEN UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMSG): Überblick. Hilfen für Menschen mit Behinderungen im österreichischen Sozialsystem.- Wien: BMSG, 2005

BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALES UND KOSUMENTENSCHUTZ (BMSK): Arbeit. Orientierungshilfe zum Thema Behinderungen.- Wien: BMSK, Sektion IV, 2007a. Online im WWW unter URL:

<https://broschuerenservice.bmask.gv.at/PubAttachments/2Arbeit-WEBFASSUNG%202007pdf.pdf>

[Download 10.1.2010]

BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALES UND KOSUMENTENSCHUTZ (BMSK): Rehabilitation. Orientierungshilfe zum Thema Behinderungen.- Wien: BMSK, Sektion IV, 2007b. Online im WWW unter URL:

http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/0/8/2/CH0092/CMS1237374953292/3rehabilitation-webfassung_2007%5B1%5D.pdf [Download 28.11.2009]

BUNDESMINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT (BMWA): Integrative Berufsausbildung. Evaluierung von §8b des Berufsausbildungsgesetzes. Endbericht.- Wien, 2006. Online im WWW unter URL:

<http://www.kmuforschung.ac.at/de/Projekte/Integrative%20Berufsausbildung/Integrative%20Berufsausbildung.pdf> [Download 28.11.2009]

BUNDSCHUH, Konrad: Der Übergang ins Berufsleben. Eine Herausforderung für Menschen mit geistiger Behinderung.- In: Zeitschrift für Heilpädagogik, 59 (2008), 1, 2-9

BUNDSCHUH, Konrad/HEIMLICH, Ulrich/ KRAWITZ, Rudi (Hrsg.): Wörterbuch der Heilpädagogik. Ein Nachschlagwerk für Studium und pädagogische Praxis.- Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2007, 3. Auflage

BUSSE, Susanne/ HELSPER, Werner: Familie und Schule.- In: ECARIUS, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie.- Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 321-341

BUBHOFF, Ludger: Berufswahl. Theorien und ihre Bedeutung für die Praxis der Berufsberatung.- Stuttgart: Kohlhammer, 1984

DACHVERBAND BERUFLICHE INTEGRATION (DABEI): Berufsausbildungsassistenz, Begleitung der Integrativen Berufsausbildung. Online im WWW unter URL: <http://www.dabei-austria.at/index.php/seite/109>

[Download 22.7.2009]

DEUTSCHES INSTITUT FÜR MEDIZINISCHE DOKUMENTATION UND INFORMATION (DIMDI): Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. 2005. Online im WWW unter URL:

http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf

[Download 1.12.2009]

DOOSE, Stefan: Berufliche Integration von Menschen mit Behinderung.- In: Eberwein, Hans/ Knauer, Sabine (Hrsg.): Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam.- Weinheim [u.a.]: Beltz, 2002, 6. Auflage, 245-263

EBERT, Harald: Projekte, Trends und empirische Forschung – Ein Fragment.- In: STEIN, Roland/ ORTHMANN BLESS, Dagmar (Hrsg.): Integration in Arbeit und Beruf bei Behinderungen und Benachteiligungen.- Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2009, 190-213

ECARIUS, Jutta: Jugend und Familie.- In: Krüger, Heinz-Hermann/ Grunert, Cathleen (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung.- Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2010, 2. Auflage, 569-591
EMSBACH, Michael (Hrsg.): Coaching schwächer qualifizierter Jugendlicher bei der Berufsfindung.- Aachen: Shaker Verlag, 2007

FAKTOR I: Was ist Job-Coaching. Online im WWW unter URL:
<http://www.faktori.wuk.at/faq.xml?artid=150> [Download 24.7.2009]

FASCHING, Helga: Problemlagen Jugendlicher mit Behinderung in Bezug auf die berufliche Integration.- In: SASSE, Ada (Hrsg.): Integrations- und Sonderpädagogik in Europa. Professionelle und disziplinäre Perspektiven.- Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2004, 359-372

FASCHING, Helga/ FELKENDORFF, Kai: Österreich. In: HOLLENWEGER, Judith/HÜBNER, Peter/ HASEMANN, Klaus (Hrsg.): Behinderungen beim Übergang von der Schule ins Erwerbsleben. Expertenberichte aus drei deutschsprachigen Ländern.- Zürich: Pestalozzianum an der Pädagogischen Hochschule Zürich, 2007, 68-101

FASCHING, Helga/ NIEHAUS, Mathilde: Berufsvorbereitung und Berufliche Integration. 2004. Online im WWW unter URL: http://www.eduhi.at/dl/Fasching_und_Niehaus_2004_Berufsvorbereitung.pdf [Download 22.11.2009]

FERREIRA, Joaquim Armando/ SANTOS, Eduardo J.R./ FONSECA, António C./ HAASE, Richard F.: Early predictors of career development. A 10-year follow-up study.- In: Journal of Vocational Behavior 70 (2007), 61-77. Online im WWW unter URL:
http://www.sciencedirect.com/science?_ob=MIimg&_imagekey=B6WMN-4K4WMXS-1-8&_cdi=6939&_user=464575&_orig=search&_coverDate=02%2F28%2F2007&_sk=999299998&view=c&wchp=dGLbVzb-zSkWb&md5=0eecd8483ae4f08be28813cf52d8ec0f&ie=/sdarticle.pdf [Download 6.10.2009]

FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ LANGER, Antje: Interviewformen und Interviewpraxis.- In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ LANGER, Antje/ PRENGEL, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.- Weinheim; München: Juventa, 2010, 3.Auflage, 437-455

FRIEDRICH, Jochen: Entscheidungsverhalten im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt.- In: Heilpädagogik Online 4 (2006), 23-41

GEBNER, Thomas: Berufsvorbereitende Maßnahmen als Sozialisationsinstanz. Zur beruflichen Sozialisation benachteiligter Jugendlicher im Übergang in die Arbeitswelt.- Münster: Lit Verlag, 2003

GINNOLD, Antje: Der Übergang Schule – Beruf von Jugendlichen mit Lernbehinderung. Einstieg – Ausstieg – Warteschleife.- Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2008

GOLISCH, Botho: Wirkfaktoren der Berufswahl Jugendlicher. Eine Literaturstudie.- Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 2002

GREVING, Heinrich/ ONDRACEK, Petr: Handbuch Heilpädagogik.- Troisdorf: Bildungsverlag EINS, 2005

HAGEN, Jutta: Zur Befragung von Menschen mit einer geistigen oder mehrfachen Behinderung.- In: Geistige Behinderung, 44 (2002), 4, 293-306

HEIMLICH, Ulrich: Lernschwierigkeiten. Sonderpädagogische Förderung im Förderschwerpunkt Lernen.- Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 2009

HEINZ, Walter R.: Sozialisation für die Arbeit. Zum Übergang von Schule in Beruf.- In: FRIEBEL, Harry (Hrsg.): Von der Schule in den Beruf. Alltagserfahrungen Jugendlicher und Sozialwissenschaftliche Deutung.- Opladen: Westdeutscher Verlag, 1983, 147-162

HERSHENSON, David B.: Income. A Culturally Inclusive and Disability-Sensitive Framework für Organizing Career Development Concepts and Interventions.- In: The Career Development Quarterly, 54 (2004), 2, 150-161. Online im WWW unter URL:

<http://proquest.umi.com/pqdlink?vinst=PROD&fmt=6&startpage=1&ver=1&vname=POD&ROT=309&did=948914071&exp=10-18-2014&scaling=FULL&vtype=POD&rqt=309&cfc=1&TS=1255973103&clientId=36147>

[Download 21.10.2009]

HERZOG, Walter/ NEUENSCHWANDER, Markus P./ WANNACK, Evelyne.: Berufswahlprozess. Wie sich Jugendliche auf ihren Beruf vorbereiten.- Bern [u.a.]: Haupt, 2006, 1. Auflage

HOLLENWEGER, Judith/ HÜBNER, Peter/ HASEMANN, Klaus (Hrsg.): Behinderungen beim Übergang von der Schule ins Erwerbsleben. Expertenberichte aus drei deutschsprachigen Ländern.- Zürich: Pestalozzianum an der Pädagogischen Hochschule Zürich, 2007

HOVORKA, Hans/ SIGOT, Marion: Integration(spädagogik) am Prüfstand. Menschen mit Behinderungen außerhalb von Schule.- Innsbruck [u.a.]: Studienverlag, 2000

INSTITUT FÜR BILDUNG UND INNOVATION: Arbeit und Behinderung. 2003. Online im WWW unter URL: <http://www.arbeitundbehinderung.at/de/> [Download 22.07.2009]

JANIS, Irving Lester/ MANN, Leon: Decision Making. A Psychological Analysis of Conflict, Choice, and Commitment.- New York: Free Press, 1977

KANTER, Gustav O.: Lerngestörten- und Lernbehindertenpädagogik.- In: BACH, Heinz: Sonderpädagogik im Grundriß.- Berlin: Marhold, 1977, 4. Auflage, 105-112

KÖNIG, Philipp: Geschlecht und Clearing. Kontexte einer Berufsorientierungsmaßnahme für behinderte und benachteiligte Jugendliche.- Wien, 2006. Online im WWW unter URL: http://www.philipkoenig.at/_TCgi_Images/20061214224751_Geschlecht%20und%20Clearing_1.pdf [Download: 20.10.2009]

LAMNEK, Siegfried: Qualitative Interviews.- In: KÖNIG, Eckard/ ZEDLER, Peter (Hrsg.): Qualitative Forschung.- Weinheim [u.a.]: Beltz, 2002, 2. Auflage, 157-193

LAMNEK, Siegfried: Qualitative Sozialforschung.- Weinheim: Beltz, 2005, 4. Auflage

LEBENSHILFE: Stellungnahme der österreichischen Lebenshilfe zum Entwurf des Österreichischen Berichts über Strategien für Sozialschutz und soziale Eingliederung 2008-2010. 2008. Online im WWW unter URL: http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/4/4/0/CH0121/CMS1222677019004/stn_lebenshilfeoe.pdf [Download 28.11.2009]

LINDSTROM, Lauren/ BENZ, Michael, R.: Phases of Career Development: Case Studies of Young Women with Learning Disabilities.- In: Exceptional Children, 69 (2002), 1, 67-83. Online im WWW unter URL: <http://www.sbac.edu/~werner/DATA/RESEARCH/journals/Excep%20Children/young%20women%20with%20LD.pdf> [Download 18.11.2009]

LINDSTROM, Lauren/ DOREN, Bonnie/ METHENY, Jennifer/ JOHNSON, Pam/ ZANE, Claire: Transition to Employment: Role of the Family in Career Development.- In Exceptional Children, 73 (2007), 3, 348-366. Online im WWW unter URL: <http://www.ytporegon.org/files/LindstromRoleOfFamilyInCareerDev.pdf> [Download 19.11.2009]

MATHERN, Sigrid: Benachteiligte Jugendliche an der Schnittstelle zwischen Schule und Beruf. Überlegungen zu einer strukturellen und inhaltlichen Reform präventiver Berufsbildungspraxis.- Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 2002

MAYRING, Philipp: Einführung in die Qualitative Sozialforschung.- Weinheim; Basel: Beltz, 2002, 5. Auflage

MAYRING, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken.- Weinheim: Beltz, 2007, 9. Auflage

MÜNCHMEIER, Richard: Jugend und Familie.- In: ECARIUS, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie.- Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 260-269

NAVE-HERZ, Rosemarie: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung.- Darmstadt: Primus Verlag, 2002, 2. Auflage

NIEHAUS, Mathilde: Forschungsdefizite in der pädagogischen Integrationsforschung und Vorschläge zur Entwicklung ökosystemischer Analyseansätze.- In: HOVORKA, Hans/ SIGOT, Marion (Hrsg.): Integrations(spädagogik) am Prüfstand. Menschen mit Behinderung außerhalb von Schule.- Innsbruck [u.a.]: Studienverlag, 2000, 321-333

NISSEN, Ursula/ KEDDI, Barbara/ PFEIL, Patrizia: Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen. Erklärungsansätze und empirische Befunde.- Opladen: Leske + Budrich, 2003

OSWALD, Hans: Was heißt qualitativ forschen? Warnungen, Fehlerquellen, Möglichkeiten.- In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ LANGER, Antje/ PRENGEL, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.- Weinheim; München: Juventa, 2010, 3.Auflage, 183-201

PEUCKERT, Rüdiger: Zur aktuellen Lage der Familie.- In: ECARIUS, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie.- Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 36-56

PFRIEM, Peter/ MOOSECKER, Jürgen: Du hast (k)eine Chance – nutze sie! Berufswahlvorbereitung der Schüler mit dem Förderschwerpunkt Lernen. Eine Pilotstudie zu beruflichen Vorstellungen der Schüler unter den gegenwärtigen Bedingungen des Arbeitsmarktes.- In: Zeitschrift für Heilpädagogik, 55 (2004), 11, 470 -481

PINETZ, Petra: Unüberwindbare Übergänge?! Eine Darstellung des Übergangs von der Schule in die Arbeitswelt von jungen Frauen und Männern mit einer Lernbeeinträchtigung.- In: ANLANGER, Otto/ RITTBERGER, Michael: Leben am Rand. Zur Integration lernbehinderter Jugendlicher.- Innsbruck; Wien: Studienverlag, 2007, 33-51

PRENGEL, Annedore/ FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ LANGER, Antje: Perspektiven qualitativer Forschung in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung.- In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ LANGER, Antje/ PRENGEL, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.- Weinheim; München: Juventa, 2010, 3.Auflage, 17-39

PRESSESTELLE STADT MARBURG: Beteiligung von Eltern heißt nicht Kuchen backen. 2009. Online im WWW unter URL: <http://www.pressemeldung-hessen.de/marburg-beteiligung-von-eltern-heisst-nicht-nur-kuchen-backen-fortbildungsreihe-fuer-lehrkraefte-beginnt-mit-vortrag-zu-foerdernden-und-hemmenden-faktoren-in-der-schulischen-elternarbeit-7125/> [Download 8.12.2009]

PRESSLAUER, Marion: Berufliche Integration von Menschen mit Behinderung in Österreich. 2007. Online im WWW unter URL: <http://bidok.uibk.ac.at/library/imp-44-07-presslauer-integration.html> [Download 8.12.2009]

ROLLETT, Brigitte/ DREHER, Eva/ GLÜCK, Judith: Entwicklungspsychologie.- In: FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE/ KASTNER-KOLLER, Ursula/ DEIMANN, Pia (Hrsg.): Psychologie als Wissenschaft.- Wien: Facultas, 2006, 77-91

SCHABMANN, Alfred/ KLICPERA, Christian: Erleben von Berufstätigkeit. 1998. Online im WWW unter URL: <http://bidok.uibk.ac.at/library/beh4-98-erleben.html> [Download 5.12.2008]

SCHRÖDER, Ulrich: Lernbehindertenpädagogik. Grundlagen und Perspektiven sonderpädagogischer Lernhilfen.- Stuttgart: Kohlhammer, 2005, 2. Auflage

SCHUNTERMANN, Michael F.: Einführung in die ICF. Grundkurs, Übungen, offene Fragen.- Heidelberg [u.a.]: ecomed Medizin, 2009, 3. Auflage

SEIFERT, Karl Heinz: Die Erforschung der Berufswahl und der Laufbahnentwicklung.- In: SEIFERT, Karl Heinz (Hrsg.): Handbuch der Berufspsychologie.- Göttingen [u.a.]: Verlag für Psychologie, 1977, 171-279

SENCKEL, Barbara: Mit geistig Behinderten leben und arbeiten. Eine entwicklungspsychologische Einführung.- München: Beck, 2000

SHAH, Sonali: Young disabled people. Aspirations, Choices and Constraints.- Farnham: Ashgate Publishing Ltd, 2008, 2. Auflage

SPECK, Otto: System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung.- München: Reinhardt, 2008, 6. Auflage

SPIESS, Ilka: Berufliche Lebensverläufe und Entwicklungsperspektiven behinderter Personen. Eine Untersuchung über berufliche Werdegänge von Personen, die aus Werkstätten für behinderte Menschen in der Region Niedersachsen Nordwest ausgeschieden sind.- Paderborn: Eusl, 2004

STEIN, Roland: Integration in Arbeit und Beruf bei Behinderungen und Benachteiligungen.- In: STEIN, Roland/ ORTHMANN BLESS, Dagmar (Hrsg.): Integration in Arbeit und Beruf bei Behinderungen und Benachteiligungen.- Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2009, 16-30

TERHART, Ewald: Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft.- In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara/ PRENGEL, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.- Weinheim [u.a.]: Juventa, 1997, 27-41

THIMM, Walter/ WACHTEL, Grit: Familien mit behinderten Kindern. Wege der Unterstützung und Impulse zur Weiterentwicklung regionaler Hilfesysteme.- Weinheim; München: Juventa, 2002

VON WENSIERSKI, Hans-Jürgen/ SCHÜTZLER, Christoph/ SCHÜTT, Sabine: Berufsorientierende Jugendbildung. Grundlagen, empirische Befunde, Konzepte.- Weinheim; München: Juventa, 2005

WETZEL, Gottfried: Unterstützung für Jugendliche mit sonderpädagogischem Förderbedarf beim Übergang von der Schule ins Berufsleben. Österreich im internationalen Vergleich.- In: Salzburger Beiträge zur Erziehungswissenschaft 7 (2003), 2, 95-107. Online im WWW unter URL:

http://www.sbg.ac.at/erz/salzbuerger_beitraege/herbst2003/wetzel_02_03_sbg.pdf [Download 5.9.2009]

WHISTON, Susan C./ KELLER, Briana K.: The influence of the Family of Origin an Career Development. A Review and Analysis.- In: The Counseling Psychologist 32 (2004), 493-568. Online im WWW unter URL:

<http://tcp.sagepub.com/cgi/content/abstract/32/4/493> [Download 6.10.2009]

WINKLER, Christoph: Aspekte schulischer Berufsvorbereitung.- In: STEIN, Roland/ ORTHMANN BLESS, Dagmar (Hrsg.): Integration in Arbeit und Beruf bei Behinderungen und Benachteiligungen.- Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2009, 109-144

WITZEL, Andreas: Das problemzentrierte Interview. 2002. Online im WWW unter URL:

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2520> [Download 7.12.2008]

WORLD HEALTH ORGANISATION (WHO): International Classification of Functioning and Disability. 1999.

Online im WWW unter URL: <http://www.fedworkerscomp.net/icidh-2.pdf> [Download 1.12.2009]

Anhang

I. Zusammenfassung – Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit dem Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Lernbeeinträchtigung und dem Einfluss der Eltern. Die Tatsache, dass die Eltern eine bedeutende Rolle im Berufswahlprozess ihrer Kinder einnehmen, steht in der bisherigen Literatur außer Frage. Wie dieser Einfluss im Detail aussieht, wurde lediglich kaum erforscht. Diese Lücke versucht die vorliegende Arbeit zu schließen. Die theoretische Grundlage bilden das Gesamtmodell nach HERZOG et al. (2006) und dem darin enthaltenen Phasen-Modell, sowie ein modifiziertes Einfluss-Modell, das sich an den Ausführungen von GEBNER (2003) orientiert, der zwischen impliziten und expliziten Einfluss unterscheidet. Es wurden sowohl mit Jugendlichen als auch mit deren Eltern Interviews durchgeführt, um den Einfluss im Berufswahlprozess zu erforschen. Die Ergebnisse zeigten einen positiven Einfluss der Eltern besonders in den Bereichen „soziale Determinante“, „Einschätzung der Berufswahl“, „Vorbild“ und „Ökonomische Determinante“. Ein besonders negativer Einfluss konnte bezogen auf die „Wahl der vorherigen Schulform“ nachgewiesen werden.

This thesis deals with the career development of young adolescents with learning disabilities and the influence of their parents. The fact that parents play a pivotal role in the career development process of their children is undoubted in contemporary literature. In contrast, research analysing this parental influence in detail is rather scarce. It is the aim of the following thesis to bridge this gap. The research is based on the theoretical concept by HERZOG et al. (2006) and particularly their stage-model, as well as on an influence-model derived from GEBNER (2003) which distinguishes between implicit and explicit parental influence. In this context, interviews were conducted with both youths and parents to assess their roles in career development. The results show a positive effect of parents especially through the indicators "social determinant", "appraisal of career decision", "role model" and "economic determinant". A negative influence could be recognised concerning the "Choice of previous school type".

II. Kurzfragebogen

Jugendliche

Geschlecht:

männlich (m) / weiblich (w)

Alter: _____

Herkunft: _____

Art der Beeinträchtigung: _____

Hast du noch Geschwister?

Ja / Nein

Wie viele und wie alt sind sie?

Kind 1: _____

Kind 2: _____

Kind 3: _____

Wohnform: _____

Zuletzt besuchte Schule:

Sonderschule

Allgemeine Schule

Form der Integration:

Einzelintegration

Integrationsklasse

Hast du die Schule abgeschlossen?

Ja / Nein

Momentane Ausbildungsform: _____

Arbeitest du zurzeit?

Ja / Nein

Wo arbeitest du? _____

Als was arbeitest du dort? _____

Eltern

Geschlecht:

männlich (m) / weiblich (w)

Alter: _____

Anzahl der Kinder: _____

Alter der anderen Kinder:

Kind 1: _____

Kind 2: _____

Kind 3: _____

Familienstand:

- verheiratet
- ledig
- geschieden
- in Partnerschaft lebend
- verwitwet

Herkunft: _____

Bildung (höchster Abschluss):

- Pflicht-, Fachschule / Lehrabschluss
- Matura / Berufsbildende Schule mit Matura (HTL, HBLA etc.)
- Fachhochschule / Universität

Sind Sie derzeit berufstätig?

- Ja / Nein

Welcher Berufstätigkeit gehen Sie derzeit nach?

III. Gesprächseinstieg

Einleitungstext zum Jugendlichen-Interview

Proband wird begrüßt

Vielen Dank, dass du an meiner Untersuchung teilnimmst.

Ich möchte herausfinden, wie du zu deinem Beruf gekommen bist und wie du die Rolle deiner Eltern dabei siehst. Du weißt, dass ich auch deine Mutter/deinen Vater befragen werde – aber ich werde ihr/ihm natürlich nichts von unserem Gespräch verraten. Alles, was du sagst, bleibt unter uns.

Damit ich nicht so viel mitschreiben muss und dir besser zuhören kann, werde ich das Gespräch aufzeichnen, damit ich nichts Wichtiges vergesse.

Wenn du etwas nicht verstehst, kannst du mich jederzeit unterbrechen und fragen. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten. Alles, was du mir erzählst ist für meine Arbeit wichtig.

Hast du noch Fragen bevor wir anfangen?

Einleitungstext zum Eltern-Interview

Proband wird begrüßt

Herzlichen Dank, dass Sie an meiner Untersuchung teilnehmen.

Sie ist der zentrale Teil meiner Diplomarbeit rund um den Berufswahlprozess von Jugendlichen mit Beeinträchtigung und ganz besonders über die Rolle der Eltern in diesem Prozess.

Unser Gespräch wird mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet, damit ich bei der Auswertung nicht auf meine handschriftlichen Notizen angewiesen bin und Ihnen besser zuhören kann.

Alle Daten und Informationen, die ich während des Interviews aufzeichne werden selbstverständlich anonymisiert.

Haben Sie noch Fragen dazu?

IV. Leitfäden

Leitfaden Jugendliche

Phase 1 (Traum- und Wunschberufe, können auch bereits realistisch sein)

- Du bist im Moment in einer Firma über die Jobfabrik beschäftigt. Was willst du werden? Als was willst du in Zukunft arbeiten?
- Wenn du zurück denkst an deine Kindheit, was wolltest du damals werden? Welche Wunschberufe hattest du? (*Wunschberufe, Fantasieberufe abfragen*)
- Wolltest du wie jemand Bestimmter sein? Hattest du ein Vorbild? (*nachfragen: Aus dem Fernsehen? Aus dem Leben?*)
- Hast du damals über deinen Wunschberuf mit deinen Eltern gesprochen? (*falls nur ein Elternmitglied vorhanden ist – umformulieren*)
- Was haben deine Eltern dazu gesagt? Haben sie dich dabei unterstützt?
- Haben sie sich mit dir darüber unterhalten? Woran kannst du dich aus den damaligen Gesprächen noch erinnern? Hast du mehr mit deiner Mutter oder deinem Vater darüber gesprochen?
- Haben sie dir auch von anderen Berufen erzählt?
- Erzähl mir ein wenig von deiner Familie:
 - Mit wem bist du aufgewachsen?
 - Wie ist die Beziehung zu deiner Mutter/deinen Vater? Versteht ihr euch gut?
 - Möchtest du so werden wie dein Vater/deine Mutter?
- Sind deine Eltern berufstätig? (*es geht um Einflussfaktoren, wie Vorbildwirkung, Rollenbilder, sozioökonomischer Status, etc.*)
- Welche Berufe haben sie?
- Erzählen sie zuhause von ihrer Arbeit? (*positiv/negativ*)

Phase 2 (Konkretisierung: Informationsbeschaffung, Schnuppern, etc.)

- Du bist im Moment in einer Firma über die Jobfabrik angestellt. Hast du die Entscheidung selbst getroffen? (*ja/nein*)
- Wie bist du dazu gekommen?

- Beeinflusst durch Eltern, oder andere Personen? Oder schon immer Interesse dafür gehabt?
- Informationsbeschaffung durch Eltern?
- Kontakte der Eltern?
- Schnuppertage? Wer hat die vermittelt?
- War es schwierig für dich, dich für die Jobfabrik zu entscheiden? Hattest du vielleicht Angst, es nicht zu schaffen?
- Fühlst du dich manchmal überfordert mit deiner jetzigen Berufswahl?
- Helfen dir deine Eltern dabei, dich nicht mehr so zu fühlen?
- Haben sie dir dabei geholfen, dir Gedanken über deine berufliche Zukunft zu machen? Wie haben sie dir dabei geholfen?
- Hat dir etwas gefehlt? Hättest du dir mehr oder andere Unterstützung gewünscht?
- Wie hast du dich über die die Jobfabrik und deine Möglichkeiten informiert?
 - Hilfe der Eltern?
 - Schule
 - Über Infos dann mit Eltern gesprochen?
- Möchtest du in diesem Beruf bleiben? Bist du glücklich mit deiner Wahl?
 - Würdest du heute etwas anders machen?
 - Würdest du dir wünschen, dass deine Eltern etwas anders gemacht hätten?
 - Was denken deine Eltern über deine Ausbildung hier?

Gibt es etwas, was du mir noch erzählen möchtest? Ist dir noch etwas eingefallen? Haben wir etwas vergessen?

Leitfaden Eltern

Phase 1

- Bitte denken Sie nun zurück an die Kindheit ihres Sohnes/ihrer Tochter. Erinnern Sie sich noch daran, was er/sie damals werden wollte?
- Was wollte er/sie später werden?
- Hatte er/sie dabei ein Vorbild? Wer war das?
- Wie haben Sie darauf reagiert? Haben sie mit ihm/ihr darüber gesprochen?
- Haben sie ihr/ihm Informationen besorgt?
- Wie ist die Beziehung zu ihrer Tochter/ihrer Sohn?

- Waren Sie während der Kindheit ihres Sohnes/ihrer Tochter berufstätig?
- Welchen Beruf haben Sie ausgeübt? (Welchen Beruf hat ihr Lebenspartner damals ausgeübt?)
- Üben Sie diesen Beruf immer noch aus? (Ihr Partner?)
- Haben Sie zuhause viel über ihre Arbeit gesprochen? Eher positiv oder eher negativ?
- Wie beurteilen Sie Ihren damaligen Beruf aus jetziger Sicht?
- Sprechen Sie oft mit Ihrem Sohn/Ihrer Tochter über Ihren Beruf? Worum geht es bei diesen Gesprächen?

Phase 2

- Ihre Tochter/ihr Sohn macht im Moment bei Spar/McDonalds/Austria Trend Hotels über die Jobfabrik angestellt. Wie ist sie/er dazu gekommen?
 - Haben sie sich dazu geäußert? Was haben Sie gesagt?
 - Hat Ihr Sohn/Ihre Tochter auch mit anderen Personen darüber gesprochen?
 - Was glauben Sie, durch wen wurde er/sie am meisten beeinflusst?
 - Hatte sie/er schon immer ein Interesse für diesen Beruf?
 - Würden Sie sagen, Sie haben ihm/ihr bei seiner/ihrer Entscheidung geholfen? Wodurch haben Sie ihm/ihr geholfen? (*Haben sie ihr/ihm Informationen beschafft? Haben sie nützliche Kontakte gehabt?*)
 - Hat ihre Tochter/ihr Sohn Schnuppertage oder ähnliches absolviert? Wie ist sie/er dazu gekommen?
 - Haben Sie sich informiert, welche Möglichkeiten ihre Tochter/ihr Sohn hat? Wenn ja, woher hatten Sie die Informationen?
- Bitte denken Sie nun an den Entscheidungsprozess Ihres Sohnes/Ihrer Tochter. Hatte er/sie Angst oder Sorgen rund um die Entscheidung für die Jobfabrik?
- Haben Sie sich mit ihm/ihr darüber unterhalten? Was war Ihre Position? (*Unterstützung vs. Skepsis*)
 - Wie haben Sie diese Zeit erlebt?
 - Welche Erwartungen hatten Sie an ihre Tochter/ihren Sohn?
- Wie stehen Sie heute zum Beruf Ihres Sohnes/Ihrer Tochter? Sehen Sie sie positiv oder eher negativ? Warum?

- Was denken Sie, wie geht es Ihrem Sohn/Ihrer Tochter heute bei Spar/McDonalds/Austria Trend Hotels? Denken Sie sie/er ist glücklich dort oder glauben Sie, sie/er möchte die Berufswahl ändern?
- Würden Sie heute etwas anders machen? Wenn ja, was?

Gibt es noch etwas, was Sie mir noch erzählen wollen? Ist Ihnen noch etwas eingefallen?

Haben wir etwas vergessen?

V. Transkription und Auswertung⁶³

Es folgt nun exemplarisch zur Veranschaulichung die Transkription und Auswertung des vierten Interviews.

Transkriptionsregeln

(Pause)	Pause
(xxx)	unverständlicher Text
(lacht)	Person lacht
I	Interviewer
A-E	Interviewpaar (durchnummeriert)
J	Jugendlicher
E	Elternteil

Beispiel: Bei „DE“ handelt es sich um das Interview mit dem Elternteil des vierten Interviewpaares.

Transkription

Als Beispiel dient hier das Transkript des Interviews DE.

I: So, wenn sie zurück denken an die Kindheit von Felix, können sie sich noch erinnern, was er damals werden wollte? Was waren seine Berufswünsche?

DE: Lokomotivführer.

I: Lokomotivführer? Noch etwas anderes?

DE: Nein eigentlich nicht. Das war sein Traum. Er hat auch eine Eisenbahn gehabt. Das war einfach sein Traum. Vielleicht auch weil der Großvater, also mein Vater, war bei der Bahn. Durch das ist er also quasi erblich vorbelastet.

I: Das hat er ihnen nicht erzählt? Ist zuhause darüber gesprochen worden?

DE: Ja, es ist schon. Wie gesagt, der Vater vom Felix ist schon sehr früh gestorben. Da war der Felix noch ganz klein. Und da ist das Thema schon immer wieder aktualisiert worden. Er hat dann schon auch Fragen gestellt, kann man mit der Eisenbahn da in den Himmel hinauf fahren? Er hat jedes Thema, egal was es war mit der Eisenbahn irgendwie in Einklang gebracht, in Verbindung gebracht. Ja das war für ihn einfach, so wie andere mit Autos spielen, so hat er halt mit der Eisenbahn gespielt. Also mit der Modelleisenbahn oder so mit dem von Lego, was man so zusammenbauen kann, was auch auf Schienen fährt. Alles solche Sachen. Oder wenn wir irgendwo hin gegangen sind, in einen

⁶³ Alle Namen wurden von der Autorin geändert.

Vergnügungspark, die anderen sind halt zum Rennauto oder auf ein Pferd und er hat sich halt eine Lokomotive nach Möglichkeit ausgesucht. Also, das war immer so sein Ding.

I: Und was wollte er dann später machen? Hat sich das dann wie er älter geworden ist, geändert?

DE: Wie er älter geworden ist, wollte er eigentlich so einen Beruf haben wie ich. Aber halt nicht im Lebensmittel sondern im Textil.

I: Mhm.

DE: Also mit Stoffe und...

I: Einzelhandelskaufmann.

DE: Ja genau.

I: Waren sie also dann sein Vorbild.

DE: ja irgendwo schon.

I: Und wie haben sie darauf reagiert? Ist das wieder thematisiert worden? Haben sie ihm Informationsmaterialien beschafft, erzählt, ...?

DE: Naja, er hat mich sehr viel über meine Lehrzeit ausgefragt. Wie die gewesen ist. Wenn wir halt in die Geschäfte gegangen sind, hat er halt genau geschaut und hat dann mit mir geredet und hat gesagt was machen die da jetzt? Und ich hab ihm dann gesagt, dass das so eine Ettiketiermaschine ist und so weiter und so fort. Muss man gleich, wenn man eine Lehre anfängt, muss man gleich zur Kassa gehen und solche Sachen eben, was eigentlich ein normales Kind eben nicht so am Anfang interessiert. Eher außergewöhnliche Fragen ist mir immer vor gekommen.

I: Sehr detailliert scheinbar.

DE: Ja schon. Und er wollte nicht in ein normales 0815 Geschäft hinein, sondern mehr so die ausgeflippten Sachen. Da gibt's zum Beispiel auf der Mariahilferstraße ein so ein Geschäft. Wo man auch so Markenpullover bekommt, aber nicht jetzt von Adidas oder so, sondern mit den Manga Schriften oben und sowas. Das macht er zum Beispiel auch zu Hause, neben dem Computer hat er eben, dass er so Manga Sachen und so zeichnet.

I: Er hat erzählt, dass er gerne zeichnet.

DE: Ja, das ist auch eine Stressbewältigung bei ihm, das ist der Ausgleich. Er hat ja noch den Kampfsport und das ist für ihn dann der Ruhepunkt.

I: Mhm.

DE: Ja.

I: Und jetzt, der Felix wohnt noch zu Hause?

DE: Ja.

I: Wie ist das Verhältnis zu ihnen? Wie funktioniert das, gibt's Reibereien?

DE: Nein, eigentlich nicht. Unter dem Geschwistern halt, dass es manchmal Streitereien gibt. Aber wir haben das eigentlich so gehandhabt, dass, unter der Woche ist halt alles im Stress, aber wir schau halt, dass ma uns am Wochenende zusammensetzten und sagen, das hat ma jetzt nicht gepasst. Ein jeder kann am anderen Kritik üben, auch an mir. Weil ich bin nicht nur die Mutter, ich bin ja genau so ein Bestandteil in dem Gruppenverein praktisch und ich muss ja auch funktionieren. Wenn ich jetzt zum Beispiel einen Fehler mache, dann gehe ich auch hin zu meinem Kind und sage, Entschuldigung, ich habe den Fehler gemacht.

I: Mhm.

DE: Ich bin ja da jetzt nicht der Übermensch, nur weil ich die Mutter bin. Also. Und das ist das auch was er auch von den anderen verlangt. Er gibt auch seine Fehler zu, aber er verlangt es auch von den anderen, dass die anderen das auch sagen. Und er ist auch derjenige, der dann wieder schaut, dass der Streit wieder geschlichtet wird. Das ist schon sehr wichtig. Und das jeder seine eigene Phasen hat. Dass er dann ungestört ein zwei Stunden hat und dann die anderen eben, weil ich hab eben nur eine 3-Zimmer-Wohnung. Dass da jeder seinen eigenen Freiraum hat. Das ist wahnsinnig wichtig.

I: Dass sich jeder ein bisschen zurück ziehen kann und Zeit für sich hat.

DE: Eben. Durch meine Krankheit, weil ich mich nicht mehr so richtig bewegen kann. Natürlich sagt er, passt ja auf die Mama auf, wenn ich nicht da bin und dass eben immer einer mitgeht. Das liegt ihm schon sehr am Herzen. Und halt di Katze, die wir haben (lacht).

I: Sehr toll für einen 18jährigen.

DE: Ja, das ist auch weil, es war zwar der Stiefvater da, also der Vater von den jüngeren 2 Kindern, aber der hat sich dann ziemlich schnell verabschiedet und wie gesagt, er war praktisch dann der einzige Mann im Haus. Er hat dann für sich praktisch schon irgendwie umgesetzt und hat gesagt da geht's lang und das machen wir so und so. Aber schon immer in Absprache mit uns, aber trotzdem hat er das

in der Hand gehabt. Obwohl er nie irgendwie Streit sucht, oder auf die Geschwister los geht oder so was auch wenn sie noch so viel Blödsinn machen würden.

I: Zwischen Geschwistern ist das glaub ich eh normal.

DE: (lacht) Nein, er macht sich mehr Sorgen, als dass er sagt, was weiß ich, du bist dumm oder so. Da macht er sich mehr Sorgen als wie sonst irgendwas.

I: Wenn Sie sagen, er macht sich mehr sorgen. Wirkt ein wenig, als wäre er schon eher sensibel.

DE: Ja.

I: Und wie war das dann. Es geht ja bei mir ein bisschen um die Berufswahl und wie ist er dazu gekommen. War da Thema Angst vor Versagen, etwas nicht zu bewältigen. Waren das Themen, die eine Rolle gespielt haben?

DE: Nein, eine Rolle eigentlich nicht, aber er hats schon angesprochen. Er hat da immer wieder Sachen, wenn er vor einer Aufgabe steht und das dann hinterfragt. Oder sich mit mir eben zusammensetzt und sagt, du Mama, wie können wir das jetzt lösen? Das eben nix passiert. Oder was kann ich da tun. Oder soll ich da mit dem Chef reden oder an wen kann ich mich wenden?

I: Das heißt sie haben das in Gesprächen...

DE: Genau, das wird dann praktisch aufgearbeitet. Das ist schon präsent aber es ist jetzt nicht so, dass er sich davon recht beeinflussen lässt.

I: dass er dann verzweifelt.

DE: Nein.

I: Das sagt er dann, und...

DE: Ja, ja. Auch wenn das ins Private rein geht, mit Freunden oder so, dann sagt er das genauso daheim. Also da gibt's gar nichts.

I: Wie der Felix noch jünger war – ich weiß nicht ob da der Vater oder der Lebensgefährtin – waren sie damals schon berufstätig?

DE: Ich war berufstätig bis 1996. Bis dahin war ich berufstätig.

I: Und sie haben erzählt vom Job, zuhause?

DE: Ja.

I: Der Felix hat sie ja auch immer gefragt.

DE: Ja genau. Und sie haben ja auch gewusst, dass ich damals dann in der Gärtnerei gearbeitet habe und dann sind sie mich auch oft besuchen gekommen. Also das war schon...

I: Das war schon präsent irgendwie.

DE: Ja genau. Wie haben ja auch das, was wir in der Gärtnerei angesetzt haben, also die Bohnen zum Beispiel, was wir in der Gärtnerei geerntet haben, haben wir dann auf einem Standl dann auch verkauft. Das ist dann dem Verein zugutegekommen. Und das haben die Kinder ja auch... Und auch wenn ich zum Beispiel Nebenjobs gehabt habe, also dass ich zum Beispiel zu den Bauern gegangen bin Kartoffeln ein klauben auf den Feldern oder was weiß ich. Da sind natürlich die Kinder mitgegangen. Da haben sie einen Mords Spass gehabt und ja. Also sie haben gesehen, dass es nicht so einfach ist, immer Geld rein zu bekommen aber man muss nicht immer Geld kriegen, man kann auch dafür Lebensmittel bekommen, wenn man Arbeitet. Das ist heutzutage leider nimma so, aber es ist schwieriger in der Stadt als am Land draußen.

I: Und da Felix ist jetzt ja jetzt beim Spar.

DE: Ja.

I: er ist ja jetzt ganz frisch übernommen worden.

DE: Ja.

I: Ist er schon übernommen worden?

DE: Ja am 1.

I: Ja, und wie ist er zur Jobfabrik bzw. zum Spar eigentlich gekommen?

DE: Also zur Jobfabrik. Er ist aufs AMS gegangen. Also zuerst wollten sie ihn in einen anderen Kurs geben, aber da hat er so schlecht Rückmeldungen gehabt, also von anderen eben, von Bekannten und da hat er gesagt, nein das will er nicht. Und dann habens gesagt, ja die Jobfabrik. Und dann ist er selber her gegangen und hat sich selber angemeldet und selber informiert und alles.

I: Und so diese Entscheidung dann, dass er diesen einen Kurs nicht gemacht hat, aber dann die Jobfabrik, hat er das vor Ort entschieden, oder...?

DE: Das hat er vor Ort entschieden.

I: Ok, das heißt da hat er mit ihnen vorher nicht gesprochen.

DE: Nein, ich hab auch die Einstellung von ihm gewusst und ich hab ihm gesagt, du weißt genau, was du von dem Kurs erwarten kannst, also null komma Josef und soviel ich weiß, das bei der Jobfabrik läuft ganz anders. Ich würde halt hin gehen und mich mal informieren und dann hörst und siehst du ja und dann kann man immer noch darüber reden. Weil das ist ja nicht, dass wenn du herkommst und dich informierst dann gleich was unterschreiben musst. Das ist ja danach dann gewesen. Und das mit dem Spar das, ja, ich mein, sicher wär es ihm lieber gewesen, wenn er irgendwas mit dem Gewand machen hätte können, aber hat gesagt, es ist ihm egal, Hauptsache er kann mit Kunden zusammen arbeiten und dass er einfach sieht, dass irgendwas auch geschieht, dass irgendwas auch gemacht wird.

I: Dass er was tun kann.

DE: Nicht so eine monotone Arbeit, jeden Tag das gleiche, wie auf einem Fließband sitzen, sondern praktisch, dass immer eine Abwechslung drinnen ist. Da ist zwar jetzt eine Routine drinnen, aber immer wieder Abwechslung.

I: Mhm. Er hat auch erzählt, dass er sich vorher ein paar andere, also in der Jobfabrik sind sie ja vorher in eine paar anderen Kursen drinnen, wo sie verschiedenen Tätigkeiten ausprobieren und wie war diese Zeit da, wo man sich ja auch immer wieder entscheiden muss, will ich dort jetzt hin oder will ich da jetzt hin, oder..?

DE: Naja, er ist eigentlich ein Typ, er passt sich überall schnell an. Es hat beim Catering nichts gegeben, es hat bei der Restaurierung nichts gegeben. Wie gesagt, er hat seine Arbeit erledigt, wenn er seine Arbeit erledigt gehabt hat, hat er geschaut ob noch eine andere Arbeit ist oder jemand anderen helfen kann und hat das einfach gemacht. Das ist einfach seine innere Einstellung, die er hat. Und durch das ist er sicher nie irgendwo angeeckt. Aber es war sicher nicht das wahre und dann hätten ja noch gehabt, dass er zum McDonalds geht. Und da hab ich aber gesagt, weil bei uns in der Nähe ist ein Burger King und die hätten gerade jemanden gesucht. Und da hab ich gesagt probiers mal einen Tag lang und dann siehst du wie, weil ich weiß es, ich hab selber beim McDonalds gearbeitet, ob du den Stress überhaupt aushaltest. Und die Chefin selber hat gesagt, er ist lieb, er ist nett, er ist ding, aber nicht fürs Gastgewerbe, dafür ist er nicht geeignet. Also ist dann auch das Catering praktisch schon ausgeschieden. Er hat zwar eine Freude gehabt, die Sachen zu machen, aber in der Küche, da war er auch gern, auch zu Hause, aber trotzdem, Gastgewerbe ist nicht seins.

I: Das heißt mit dem Hintergedanken, dass beim Burger King eine Stelle frei ist, hat er sich beim McDonalds das einmal angesehen.

DE: Ja, na das war nicht seins. Er hat dann auch einen Tag beim Burger King gearbeitet, so einen Schnuppertag gemacht und...

I: war nichts.

DE: Nein, er hat dann selber zugegeben, das daugt ma eigentlich nicht so.

I: Und dann hat sich das über die Jobfabrik mit dem Spar dann ergeben.

DE: Ja genau.

I: Ist ihm das angeboten worden?

DE: Ja das ist ihm angeboten worden.

I: Ok. Beim Spar hat er manchmal da Angst gehabt... Da muss ja kurz vorher das mit dem Burger King gewesen sein.

DE: Nein, das war schon davor. Das war ziemlich am Anfang. Weil er ist am Anfang ins Catering gekommen und das war da in dieser Zeit, also die Zwischenzeit.

I: Achso, also da war das dann schon wieder abgeschlossen wie er beim Spar war.

DE: Ja, ja.

I: Und das war dann gleich positiv.

DE: Ja, das hat ihn eigentlich immer interessiert.

I: Ja das hat er eh erzählt, dass Einzelhandelskaufmann ihn interessiert.

DE: Ja genau.

I: Gut, das heißt sie sind auch heute damit zufrieden, wie das alles funktioniert hat und dass er jetzt beim Spar ist?

DE: Ja, ja.

I: Rückblickend, würden sie irgendwas anders machen? Würden sie sagen, das war vielleicht nicht so optimal.

DE: Naja, ich würde eine andere Schule für ihn aussuchen. Es war nämlich absolut nicht, er ist nämlich nicht von vornherein in einer Sonderschule gewesen. Also er war in einer Integrationsklasse, wo wir dann hin ziehen haben müssen, wegen dem Stiefvater, hat es keine Integrationsklasse gegeben, die

anderen Klassen waren nicht bereit ihn aufzunehmen, jetzt musste ich ihn in eine Sonderschule geben. Also nicht nur ihn sondern auch die anderen zwei Schwestern. Und durch das ist er dann im Sonderschulstatus drinnen gewesen und hat auch keinen Hauptschulabschluss machen können und gar nichts. Also, die haben ihn total fallen gelassen.

I: Ja das ist leider...

DE: Obwohl die eine, die größere Schwester, die 20 ist und die kleinere, die 17 ist, haben den Hauptschulabschluss als freiwilliges 10. Jahr machen können. Das war aber auch nur möglich, weil sie ein ziemlich gutes Zeugnis gehabt haben.

I: Das heißt er hat in der Sonderschule dann die 9 Pflichtschuljahre absolviert?

DE: Ja.

I: Und ist dann zum AMS?

DE: Nein, da war dann noch so ein Polytechnischer Lehrgang. Und da hats dann gar nicht funktioniert, mit den Lehrern und den Schülern, er war total fertig immer. Das hat gar nicht funktioniert. Da hab ich ihn dann abgemeldet, weil das war sowieso freiwillig. Und da hab ich ihn dann abgemeldet und dann hat er ein halbes Jahr selber geschaut und immer wieder und dann hab ich gesagt, aus Schluss, jetzt gehst zum AMS und meldest dich an und schaust was du bekommst.

I: Diese Polytechnische Schule, war das ein Berufsorientierungsjahr?

DE: Nein.

I: War das schon eine Polytechnische Schule?

DE: Ja.

I: Ahah, weil er Felix hat nämlich gesagt....

DE: Ja aber schon auch wo Kinder mit Sonderschulstatus drinnen waren. Die einen Behinderung gehabt haben.

I: Durchgemischt.

DE: Ja.

I: Ok, gut. Das waren eigentlich schon meine Fragen, gibt's noch etwas, was im Berufswahlprozess und so wichtig war?

DE: Eigentlich nicht. Ich weiß nur, dass er gern aufsteht in der Früh, er geht mit Freude in die Firma, kommt Heim (lacht) und erzählt mir was gewesen ist. Er kommt mit jedem gut aus. (lacht) (Tränen in den Augen)

I: Gut, das wars schon wieder. Herzlichen Dank!

Auswertung

Auswertung Fall DE

Zitat	Kernaussage	Zuordnung
Lokomotivführer Vielleicht auch weil der Großvater, also mein Vater, war bei der Bahn. Durch das ist er also quasi erblich vorbelastet. (Z3;6-7)	Berufswunsch Lokomotivführer, ev. Wegen Großvater	K3: Vorbild
Ja, es ist schon. Wie gesagt, der Vater vom Felix ist schon sehr früh gestorben. Da war der Felix noch ganz klein. Und da ist das Thema schon immer wieder aktualisiert worden. Er hat dann schon auch Fragen gestellt, kann man mit der Eisenbahn da in den Himmel hinauf fahren? Er hat jedes Thema, egal was es war mit der Eisenbahn irgendwie in Einklang gebracht, in Verbindung gebracht. (Z9-12)	Tod des Vaters wurde über Berufswunsch „verarbeitet“	K7: Soziale Determinante
Wie er älter geworden ist, wollte er eigentlich so einen Beruf haben wie ich. (Z19)	Gleichen Berufswunsch wie Mutter	K3: Vorbild

Waren sie also dann sein Vorbild. DE: ja irgendwo schon. (Z25-26)	Mutter war Vorbild	K3: Vorbild
Naja, er hat mich sehr viel über meine Lehrzeit ausgefragt. Wie die gewesen ist. Wenn wir halt in die Geschäfte gegangen sind, hat er halt genau geschaut und hat dann mit mir geredet und hat gesagt was machen die da jetzt? Und ich hab ihm dann gesagt, dass das so eine Ettiketiermaschine ist und so weiter und so fort. Muss man gleich, wenn man eine Lehre anfängt, muss man gleich zur Kassa gehen und solche Sachen eben, (Z29-33)	Mutter informierte Sohn über ihre Lehrzeit und den Beruf Viele Gespräche mit der Mutter	K1: Informationsweitergabe K7: Soziale Determinante
aber wir schau halt, dass ma uns am Wochenende zusammensetzten und sagen, das hat ma jetzt nicht gepasst. Ein jeder kann am anderen Kritik üben, auch an mir. Weil ich bin nicht nur die Mutter, ich bin ja genau so ein Bestandteil in dem Gruppenverein praktisch und ich muss ja auch funktionieren. Wenn ich jetzt zum Beispiel einen Fehler mache, dann gehe ich auch hin zu meinem Kind und sage, Entschuldigung, ich habe den Fehler gemacht. (Z50-55)	Gespräche in der Familie über Zusammenleben Platz für konstruktive Kritik	K7: Soziale Determinante K9: Kulturelle Determinante
er war praktisch dann der einzige Mann im Haus. Er hat dann für sich praktisch schon irgendwie umgesetzt und hat gesagt da geht's lang und das machen wir so und so. Aber schon immer in Absprache mit uns, aber trotzdem hat er das in der Hand gehabt. (Z69-72)	Sohn hatte Rolle des einzigen Mannes in der Familie	K9: Kulturelle Determinante
Oder sich mit mir eben zusammensetzt und sagt, du Mama, wie können wir das jetzt lösen? Das eben nix passiert. Oder was kann ich da tun. Oder soll ich da mit dem Chef reden oder an wen kann ich mich wenden? I: Das heißt sie haben das in Gesprächen... DE: Genau, das wird dann praktisch aufgearbeitet. (Z83-87)	In Gesprächen wurden Probleme thematisiert Mutter wurde um Rat gefragt	K7: Soziale Determinante K3: Vorbild
I: Und sie haben erzählt vom Job, zuhause? DE: Ja. I: Der Felix hat sie ja auch immer gefragt. DE: Ja genau. (Z97-100)	Über Job der Mutter wurde zuhause gesprochen; Sohn fragte nach	K3: Vorbild K7: Soziale Determinante K1: Informationsweitergabe
Da sind natürlich die Kinder mitgegangen. Da haben sie einen Mords Spaß gehabt und ja. Also sie haben gesehen, dass es nicht so einfach ist, immer Geld rein zu bekommen aber man muss nicht immer Geld kriegen, man kann auch dafür Lebensmittel bekommen, wenn man Arbeitet. (Z107-110)	Kinder haben Mutter zum Job begleitet; Gelernt wie man Geld verdient	K3: Vorbild K8: Ökonomische Determinante
und ich hab ihm gesagt, du weißt genau, was du von dem Kurs erwarten kannst, also null komma Josef und soviel ich	Mutter rät sich über die Jobfabrik zu informieren und nicht den Kurs beim AMS zu absolvieren	K2: Einschätzung der Berufswünsche

weiß, das bei der Jobfabrik läuft ganz anders. Ich würde halt hin gehen und mich mal informieren und dann hörst und siehst du ja und dann kann man immer noch darüber reden. Weil das ist ja nicht, dass wenn du herkommst und dich informierst dann gleich was unterschreiben musst. (Z127-131)		
Wie gesagt, er hat seine Arbeit erledigt, wenn er seine Arbeit erledigt gehabt hat, hat er geschaut ob noch eine andere Arbeit ist oder jemand anderen helfen kann und hat das einfach gemacht. Das ist einfach seine innere Einstellung, die er hat. (Z144-146)	Einstellung zur Arbeit positiv und selbständig	K8: Ökonomische Determinante
Aber es war sicher nicht das wahre und dann hätten ja noch gehabt, dass er zum McDonalds geht. Und da hab ich aber gesagt, weil bei uns in der Nähe ist ein Burger King und die hätten gerade jemanden gesucht. Und da hab ich gesagt probiers mal einen Tag lang und dann siehst du wie, weil ich weiß es, ich hab selber beim McDonalds gearbeitet, ob du den Stress überhaupt aushaltest. (Z147-151)	Sohn probierte Arbeit im Gastgewerbe aus, da Mutter vermutete, dass er dem Stress nicht gewachsen ist	K2: Einschätzung der Berufswünsche K5: Erwartungen an die Jugendlichen
aber trotzdem, Gastgewerbe ist nicht seins. (Z154)	Gastgewerbe nichts für den Sohn	K2: Einschätzung der Berufswünsche
I: Gut, das heißt sie sind auch heute damit zufrieden, wie das alles funktioniert hat und dass er jetzt beim Spar ist? DE: Ja, ja. (Z175-177)	Zufrieden mit der Berufswahl des Sohnes	K2: Einschätzung der Berufswünsche K5: Erwartungen an die Jugendlichen
DE: Naja, ich würde eine andere Schule für ihn aussuchen. Es war nämlich absolut nicht, er ist nämlich nicht von vornherein in einer Sonderschule gewesen. jetzt musste ich ihn in eine Sonderschule geben. Und durch das ist er dann im Sonderschulstatus drinnen gewesen und hat auch keinen Hauptschulabschluss machen können und gar nichts. Also, die haben ihn total fallen gelassen. (Z180-181; 183-186)	Unzufrieden mit der Schulwahl	K6: Wahl der vorherigen Schulform (negativ)
da war dann noch so ein Polytechnischer Lehrgang. Und da hats dann gar nicht funktioniert, mit den Lehrern und den Schülern, er war total fertig immer. Das hat gar nicht funktioniert. Da hab ich ihn dann abgemeldet, weil das war sowieso freiwillig. Und da hab ich ihn dann abgemeldet und dann hat er ein halbes Jahr selber geschaut und immer wieder (Z194-197)	Freiwilliger Polytechnische Lehrgang negativ beurteilt	K6: Wahl der vorherigen Schulform (negativ)
dann hab ich gsagt, aus Schluss, jetzt gehst zum AMS und meldest dich an und schaut was du bekommst.(Z197-198)	Schickt Sohn zum AMS	K1: Informationsweitergabe
Ich weiß nur, dass er gern aufsteht in der Früh, er geht mit Freude in die Firma,	Sohn geht gerne in die Arbeit	K2: Einschätzung der Berufswünsche

kommt Heim (lacht) und erzählt mir was gewesen ist. Er kommt mit jedem gut aus (Z210-211)		K8: Ökonomische Determinante
---	--	------------------------------

Gegenüberstellung Fall D

Zitat DJ	Zitat DE	Einflussnachweis
I: Und hast du das deinen Eltern erzählt? War das daheim ein Thema, habts ihr darüber gesprochen? DJ: Wir haben darüber gesprochen und die haben gesagt einer der Wünsche wird's sicher was. (Z8-13)	Naja, er hat mich sehr viel über meine Lehrzeit ausgefragt. Wie die gewesen ist. Wenn wir halt in die Geschäfte gegangen sind, hat er halt genau geschaut und hat dann mit mir geredet und hat gesagt was machen die da jetzt? Und ich hab ihm dann gesagt, dass das so eine Etikettiermaschine ist und so weiter und so fort. Muss man gleich, wenn man eine Lehre anfängt, muss man gleich zur Kassa gehen und solche Sachen eben. (Z29-33)	K7a: Positive soziale Determinante K2a: Positive Einschätzung der Berufswünsche
Die Mutter ist eben auch Einzelhandelskauffrau, ausgelernte. Und deswegen... I: War die dann quasi dein Vorbild. DJ: Genau. (Z24-27)	Wie er älter geworden ist, wollte er eigentlich so einen Beruf haben wie ich. (Z19) Waren sie also dann sein Vorbild. DE: ja irgendwo schon. (Z25-26)	K3a: Positives Vorbild
I: Haben deine Eltern, wenn sie nach Hause gekommen sind, von der Arbeit erzählt? DJ: Ja, die haben erzählt was sie so machen. Die Mutter ist eben jetzt arbeitslos. Aber sie hat früher erzählt, wie es in der Arbeit war und so. Und was sie so gemacht hat. Und der Vater eben auch. Der ist immer nach Hause gekommen und hat erzählt, was er so gearbeitet hat und was morgen auf ihn kommt. I: Hast du das eher positiv oder negativ in Erinnerung? DJ: Schon positiv. (Z32-38)	I: Und sie haben erzählt vom Job, zuhause? DE: Ja. I: Der Felix hat sie ja auch immer gefragt. DE: Ja genau. (Z97-100) Naja, er hat mich sehr viel über meine Lehrzeit ausgefragt. Wie die gewesen ist. Wenn wir halt in die Geschäfte gegangen sind, hat er halt genau geschaut und hat dann mit mir geredet und hat gesagt was machen die da jetzt? Und ich hab ihm dann gesagt, dass das so eine Etikettiermaschine ist und so weiter und so fort. Muss man gleich, wenn man eine Lehre anfängt, muss man gleich zur Kassa gehen und solche Sachen eben. (Z29-33)	K7a: Positive soziale Determinante K8b: Negative ökonomische Determinante (Jobverlust) K8a: Positive ökonomische Determinante (positive Einstellung zur Arbeit)
DJ: Naja, die Kindheit war schon ein bisschen schwer, eben weil mein Vater gestorben ist. (Z45)	Ja, es ist schon. Wie gesagt, der Vater vom Felix ist schon sehr früh gestorben. Da war der Felix noch ganz klein. (Z9)	K7b: Negative soziale Determinante
DJ: Also irgendwie mit der Schule, die was ich ja nicht fertig gemacht hab, abgebrochen hab dann (Z57)	da war dann noch so ein Polytechnischer Lehrgang. Und da hats dann gar nicht funktioniert, mit den Lehrern und den Schülern, er war total fertig immer. Das hat gar nicht funktioniert. Da hab ich ihn dann abgemeldet, weil das war sowieso freiwillig. Und da hab ich ihn dann abgemeldet und dann hat er ein halbes Jahr selber geschaut und immer wieder (Z194-197)	K6b: Wahl der vorherigen Schulform - negativ
dass ich bei ihnen arbeiten könnte und	Wie gesagt, er hat seine Arbeit	K8a: Positive ökonomische

<p>dann hab ich mir gedacht, ja wieso nicht. Bevor ich eben zuhause sitze oder so. (Z61-62)</p>	<p>erledigt, wenn er seine Arbeit erledigt gehabt hat, hat er geschaut ob noch eine andere Arbeit ist oder jemand anderen helfen kann und hat das einfach gemacht. Das ist einfach seine innere Einstellung, die er hat. (Z144-146)</p>	<p>Determinante</p>
<p>Ja sie hat auch gefragt wie ich nach Hause gekommen bin und so, was ich gemacht habe und wies mir gefällt. Und da hab ich gesagt, eh nicht so schlecht. Und ist eh super. Und dann hab ich ihr erzählt was ich so gemacht hab jeden Tag und so. Was auf mich zukommt und was sie von mir erwarten. I: Mhm. Und wie hat deine Mutter darauf reagiert? Was hat sie gesagt? DJ: Ja es passt alles (Z67-71)</p>	<p>Oder sich mit mir eben zusammensetzt und sagt, du Mama, wie können wir das jetzt lösen? Das eben nix passiert. Oder was kann ich da tun. Oder soll ich da mit dem Chef reden oder an wen kann ich mich wenden? I: Das heißt sie haben das in Gesprächen... DE: Genau, das wird dann praktisch aufgearbeitet. (Z83-87)</p>	<p>K7a: Positive soziale Determinante</p>
<p>Ja zuhause hab ich ihr das erzählt und sie hat gemeint ja, wenn es so bleibt und es schaut sehr gut aus für mich und so. Weil sie hat ja auch Anrufe bekommen und so. Und es passt alles und sie sind zufrieden und ich mach alles und so. Und haben auch mit ihr geredet darüber und dann ist es eh eigentlich alles zum positiv geworden. (Z86-89)</p>	<p>Wie gesagt, er hat seine Arbeit erledigt, wenn er seine Arbeit erledigt gehabt hat, hat er geschaut ob noch eine andere Arbeit ist oder jemand anderen helfen kann und hat das einfach gemacht. Das ist einfach seine innere Einstellung, die er hat. (Z144-146) I: Gut, das heißt sie sind auch heute damit zufrieden, wie das alles funktioniert hat und dass er jetzt beim Spar ist? DE: Ja, ja. (Z175-177) Ich weiß nur, dass er gern aufsteht in der Früh, er geht mit Freude in die Firma, kommt Heim (lacht) und erzählt mir was gewesen ist. Er kommt mit jedem gut aus (Z210-211)</p>	<p>K7a: Positive soziale Determinante K2a: Positive Einschätzung der Berufswünsche/-wahl K5a: Positive Erwartungen an die Jugendlichen</p>
<p>Und ich will ja auch nicht so enden wie die anderen Jugendlichen. I: Mhm. DJ: Sind sehr viele ja arbeitslos und so. Und dann hab ich mir gedacht, geb dir einen Ruck und geh einfach mal hin. (Z102-105)</p>	<p>Wie gesagt, er hat seine Arbeit erledigt, wenn er seine Arbeit erledigt gehabt hat, hat er geschaut ob noch eine andere Arbeit ist oder jemand anderen helfen kann und hat das einfach gemacht. Das ist einfach seine innere Einstellung, die er hat. (Z144-146)</p>	<p>K8a: Positive ökonomische Determinante</p>
<p>I: Und dass du jetzt beim Spar bis, wie steht diene Mama dazu? DJ: ja sie freut sich, dass das jetzt so, dass ich den Arbeitsplatz hab, und ich hab den Aufnahmetest, also den sogenannten Test, also das hat alles gepasst und so. Und ich arbeite jetzt beim Spar und bekomme auch einen Lohn jetzt im Februar. (114-117)</p>	<p>Ich weiß nur, dass er gern aufsteht in der Früh, er geht mit Freude in die Firma, kommt Heim (lacht) und erzählt mir was gewesen ist. Er kommt mit jedem gut aus (Z210-211)</p>	<p>K7a: Positive soziale Determinante K2a: Positive Einschätzung der Berufswünsche/-wahl</p>

VI. Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Petra Weissengruber
Geburtsdatum	23. Juli 1982
Geburtsort	Linz
Staatsbürgerschaft	Österreich
Familienstand	ledig

Ausbildung

Schulbildung

1989 – 1993	Volksschule St. Gotthard
1993 – 2001	Stiftsgymnasium Wilhering

Studium

2001 – 2003	Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Wien
Seit 10/ 2003	Studium der Bildungswissenschaft an der Universität Wien; Schwerpunkte: Berufliche Rehabilitation, Heilpädagogik und Integrative Pädagogik
Seit 10/ 2007	Studium der Psychologie an der Universität Wien

Praktika und beruflicher Werdegang

07/2005	Praktikum bei der KinderuniWien 2005
04/2005 – 06/2005	Praktikum in einer Beschäftigungstherapie als Betreuerin bei Jugend am Werk
Seit 03/2006	Freie Dienstnehmerin des Kinderbüros der Universität Wien: Kleinkindbetreuerin in der Kindergruppe des Kinderbüros der Universität Wien; Mobile Einsätze als Flying Nanny Teamleitung der Flying Nanny Einsätze beim Auftraggeber „mobilkom“

- Kinderbetreuung und Teamleitung bei der Kinderuni Wien
- 09/2006 – 12/2006 Praktikum bei A.P.E.I.M. (Association de Parents d’Enfants Inadaptés de l’Ile Maurice)
- 03/2007 – 10/2007 wissenschaftliches Praktikum als Bibliotheksberaterin der Präsenzbibliothek des Instituts für Bildungswissenschaft
- 04/2008 – 04/2009 Freie Dienstnehmerin bei WUK – Faktor i (Verein zur Schaffung offener Kultur- und Werkstättenhäuser); Wegbegleitung und Jobcoaching bei Jugendlichen mit Beeinträchtigung
- 07/2008 – 05/2009 Ehrenamtliche telefonische Beraterin beim Kindernotruf des Verein Lichtblick